

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Sie sagte, sie hätte sich Noten geholt, aber ihre Hände waren leer gewesen. Monk war sehr schlau; leise pfeifend ging er in sein Zimmer zurück, zog Rock und Stiefel an, und eilte dann ebenfalls in's Musikzimmer hinab.

Seine Schwester war allein daselbst und begrüßte ihn mit finsterner Miene.

„Gehe zurück, Gilbert!“ rief sie. „Rog und ich haben eine geheime Unterredung. Diese Unterbrechung wird ihn ärgern, gehe oder Du sollst's bereuen.“

„Um!“ sagte Mr. Monk, sich in einen Stuhl werfend. „Jedenfalls werde ich's bereuen, wenn ich gehe. Ich kenne Dich, meine liebenswürdige Schwester, und ziehe es vor, hier zu bleiben, bis Dein Geliebter kommt. Es geht etwas vor — ha, was ist das?“

Rasche Schritte erkündeten im Wintergarten, und Lord Chetwynd stürzte bleich, wild und aufgereggt herein. Monk sprang erstaunt auf. Der Marquis schaute mit irrenden Blicken über ihn hinweg.

„Ist sie zurückgekommen?“ fragte Chetwynd. „Ich habe sie verfehlt!“

„Wer? Wen?“ schrien Sylvia und Gilbert zugleich, die Erstere bleich, der Letztere voll Eifer.

„Bernice, meine Gattin! Ist sie hierher zurückgekommen?“ wiederholte Chetwynd. „Barmherziger Gott! Ich habe sie wieder verloren!“

„Ah, ist Dir das Gespenst wieder erschienen, Rog?“ fragte Monk mit glühendem Gesichte. „Ist der Geist hier gewesen?“

„Ja, Bernice kam und schaute zu uns herein, während Sylvia und ich dort standen. Sie seufzte, und der Ton drang in meine Seele. Ich sah ihr Gesicht — es war bleich und traurig, aber strahlend schön und lieblich. Sylvia sah sie auch.“

„Nein — nein — ich sah keinen Geist!“

„Chetwynd wandte sich mit erstauntem Blicke zu Sylvia.

„Gewiß hast Du sie gesehen,“ erklärte er. „Du hast hingeschaut, Du mußt sie gesehen haben!“

„Ich schwöre Dir, daß ich nichts sah.“

„Und Du hast dort nach der Thüre gesehen, Sylvia?“

„Ja. Ich schaute geradeaus auf die Schwelle,“ bestätigte Sylvia. „Wenn irgend etwas dagewesen wäre, ich hätte es sehen müssen, aber es war nichts da.“

„Was soll ich davon denken?“ fragte Lord Chetwynd, noch bleicher werdend. „Du schautest auf die Stelle, wo sie stand, und hast sie nicht gesehen! Glaubst Du eine Erscheinung gesehen zu haben und leugnest es vor mir; um mich glauben zu machen, daß ich mich täuschte und nichts gesehen habe? Ich sah keinen Geist, Sylvia — kein Gespenst! Es war keine Täuschung. So sicher, als der Himmel über uns ist, war jene Erscheinung ein wirkliches, lebendes Wesen.“

„Unmöglich!“ sagte Monk beunruhigt.

„Mein armer Rog hat den Verstand verloren!“ jammerte Sylvia, zitternd vor Angst. „O, mein Liebling, ich werde zu Doctor Hartright schicken. Du weißt nicht, was Du sprichst.“

Lord Chetwynd's bleiches Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an.

„Still, Sylvia,“ sagte er; „sprich nicht wieder in dieser Weise. Wahnsinnig! ich wundere mich, daß ich's nicht bin. Was ist das für ein Geheimniß? Wer ist dieses Weib mit Bernice's verklärten Zügen und den süßen Augen meiner Gattin? Ein lebendes, athmendes Weib, wie ich sagte. Monk komme, suche mit mir; sie kann nicht weit gegangen sein. Ich muß sie finden.“

„Lieber Rog,“ sagte Monk, sich zur Ruhe zwingend, in beschwichtigendem Tone, „Du täuschest Dich. Sylvia hat sie

nicht gesehen, und hätte ein lebendes Wesen dort gestanden, Sylvia hätte es sehen müssen. Du hast einen Rückfall Deiner sonderbaren optischen Täuschungen gehabt."

"Ich will dieses Wort nicht wieder hören, Monk," schrie Lord Chetwynd mit glühendem Gesichte. "Täuschung! Ei, sie rannte durch den Wintergarten und ich hörte ihre flüchtigen Schritte. Sie stolperte über einen Blumentopf auf dem Wege; ich war ihr so nahe, als ich Dir bin. Ich streckte meinen Arm aus, um sie zu erhaschen, und erfaßte das!"

Chetwynd legte den Spigenbefaß in seine Hand.

"Das Geheimniß wird immer dunkler," sagte er. "Wer sie immer sein mag, wie kommt sie zu dieser Spitze, an die ich mich so gut erinnere?"

"Chetwynd," sagte Monk leise, "ich glaube, Du bist das Opfer irgend eines schlechten Weibes, das seine Aehnlichkeit mit Bernice ausbeuten will. Beruhige Dich, betrachte die Sache so kalt als möglich. Bernice ist todt, sie kann also nicht zu Dir kommen. Wenn es kein Gespenst ist, dann muß es, wie ich Dir sagte, ein betrügerisches Weib sein."

"Aber das Gesicht war rein und edel."

"Das beweist nichts. Das Gesicht war vielleicht nur eine Maske. Fangen wir wieder an zu suchen, aber recht ruhig, damit die Dienstkleute nicht ahnen, was wir thun. Du durchsuchst den Park und ich den Strand und die Felsen. Ist's so recht?"

Der Marquis willigte ein, und steckte den Spigenbefaß in seine Tasche; dann ging er mit verwirrter, bekümmert Miene hinaus. Das Geheimniß war in der That dunkler geworden, und in seinem Kopfe herrschte ein Chaos. Er eilte in den Park hinaus und verschwand in der Dunkelheit.

Monk verweilte nicht, um mit seiner Schwester zu sprechen. Er eilte auch aus dem Hause, aber er ging nicht an den Strand. Im Gegentheil, er ging durch das Gartenthor in's Haus zurück, und schlich zu den Dachstuben hinauf, wie es Ragen vor ihm gethan hatte.

"Ich werde sie hier oben finden," dachte er. "Sie ist gekommen, um ihr Kleid zu wechseln. Ich war heute dem Untergang fürchtbar nahe. Wenn ich sie aber wieder in meine Gewalt bekomme, will ich sie so fest halten, daß sie mir sobald nicht wieder entwischt!"

Vierzigstes Kapitel.

Gilbert Monk ging von Dachstube zu Dachstube, Bernice vergeblich suchend. Er ging von Zimmer zu Zimmer, und ließ keinen Winkel undurchforscht. Nachdem er einige Zeit so zugebracht, wurde er sich bewußt, daß sich Jemand vor ihm in den Zimmern bewege. Er kam zu dem Schlusse, daß Bernice vor ihm fliehen wolle, und eilte vorwärts, um sie zu fangen. Er hatte seine Stiefel ausgezogen und seine Schritte waren daher unhörbar.

Er kam der schleichenden Person zuvor und überzeugte sich bald, daß sie sich irgendwo in der Stille und Dunkelheit ruhig und verborgen halte. Er lauschte, und hörte ganz deutlich unterdrücktes Athmen.

"Ich habe sie jetzt," sagte er triumphirend zu sich selbst, "sie soll mir nicht wieder entkommen. Mein sammtner Handschuh soll eine Hand von Eisen verbergen. Jetzt, meine Lady, habe ich Dich, wie ein Wöglein im Käfig. Es scheint kein

anderer Ausweg aus jenem Zimmer zu sein, als dieser. Du bist endlich gefangen!"

Er eilte mit lautlosen Schritten durch die niedrige Thür in das noch dunklere Nebenzimmer.

Im selben Augenblicke sprang gerade innerhalb der Thür eine Gestalt auf ihn zu und ein Paar lange, magere Hände umspannten seinen Hals, als ob sie ihn erdroffeln wollten.

"Ha, habe ich Dich endlich?" zischelte eine Stimme, welche er als die der alten Ragen erkannte. "Dieses Mal mußt Du sterben!"

Die langen Finger ringelten sich wie Schlangen um seinen Hals, und das alte Weib hing wie eine Centnerlast an ihm. Aber plötzlich kamen ihre Finger mit feinem Barte in Berührung. Ein heftiger Schreck lähmte ihre Hände. Sie ließ nach, ihn festzuhalten, und jetzt ergriff Monk seine Angreiferin und sie wie einen giftigen Wurm von sich schleudernd, rief er aus:

"Verdammte Heze, Du hier?"

"Sie hier, Mr. Gilbert?" sagte die alte Indierin in ersticktem Tone, sich aufrichtend und ihn in der Dunkelheit wild anschauend.

"Verdammt!" sagte Monk ärgerlich. "Ich sollte Dich umbringen!"

Die alte Indierin athmete schwer und schaute ihn mit funkelnden Augen an.

"Du suchst Lady Chetwynd, nicht wahr?"

Das alte Weib murmelte eine unverständliche Antwort in ihrer Muttersprache.

"Laß das sein," sagte Monk gebieterisch. "Wenn Du noch einen Schritt gegen Lady Chetwynd machst, werde ich Dich von Chetwynd-Park vertreiben lassen. Du versuchst, die Marquise im Teiche zu ermorden. Ziehe Dich jetzt lieber zurück. Du hast es mit mir zu thun, verstehst Du? Du kennst Gilbert Monk nicht und ich warne Dich, ihn nicht zu reizen. Lasse die Lady und mich ungeschoren! Jetzt geh', Du alte Heidin!"

"Ich will nicht gehen," murmelte das alte Weib verstockt. "Sie spielen irgend ein verwegenes Spiel, Mr. Gilbert, aber ich will Sie darin überlisten!"

"Geh' fort, sag' ich Dir, trotz mir nicht! Ich kenne Dich durch und durch, und habe meine eigenen Pläne, wie Du die Deintigen hast. Ich belauschte jene schöne Unterredung, die Du vor sechszehn Monaten mit Sylvia hattest und ich kenne alle Deine Schliche. Ich ließ den Scheintodt und das Scheinbegräbniß zu, weil ich meine Gründe dafür hatte. Ich habe die Marquise seit damals unter meiner Obhut und verfolge meine Pläne, aber sie werden denen Sylvia's nicht hinderlich sein. Meine Schwester soll Lady Chetwynd werden, während ich versuche, mir ein kleines Vermögen zu verschaffen. Bist Du jetzt zufrieden?"

"Nein. Es ist Gefahr für Sylvia vorhanden, so lange die Marquise lebt. Sie muß sterben!"

"Und ich sage Dir, sie darf nicht sterben. Ich liebe sie und sie soll für mich leben."

"Sie lieben die Lady!" höhnte das alte Weib. "Das weiß ich besser. Es war nie eine Spur von Liebe in den Blicken, die sie ihr zuwandten. Sie haßten sie sogar einst, weil sie zwischen den Lord und Sylvia getreten ist. Bah! Sie können gar nicht lieben. Sie gehen auf ein Vermögen los, sie werden sie zum Vorschein bringen, sobald der Lord

mit Sylvia verheirathet ist, und eine große Summe dafür verlangen, daß Sie die Lady beschützt haben.“

„Welcher Blödsinn! Chetwynd würde mich in diesem Falle aus seinem Hause stoßen, daß ich ihm seine Frau nicht früher zurückgab. Ich wiederhole es, von meiner Seite ist Sylvia sicher; sie mag Chetwynd sobald als möglich heirathen. Und jetzt laß mich allein, und thue Bernice nichts zu Leide, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“

Das alte Weib mußte trotz ihres Aergerz nachgeben. Sie glaubte Monk's Behauptungen nicht; aber sie antwortete mit heuchlerischem Winseln, das den Anderen jedoch durchaus nicht täuschte.

„Wenn Sie das sagen, Mr. Gilbert, so ist wohl Alles gut, und ich will ruhig hinuntergehen.“

Damit schoß sie plötzlich an ihm vorbei, in die entfernteren Dachstuben hinaus, und verschwand in dem jenseitigen Corridor.

„Sie sucht weiter,“ murmelte Monk, „ich will sie verfolgen. Wir müssen Bernice bald finden! Ich will in jener Kammer nachsehen, in welcher Bernice sich früher verborgen hielt.“

Er eilte hinaus, aber die Indierin war verschwunden. Er suchte sie, konnte sie aber nicht finden. Er durchsuchte jene Dachkammer, in der sich Bernice früher verborgen hatte, aber sie war nicht da. Er suchte sie stundenlang, bis er müde und zornig war, dann ging er mürrisch auf sein Zimmer hinab, und dort hatte er seinen Zügen kaum einen etwas beruhigten Ausdruck gegeben, als an seine Thüre geklopft wurde, und Lord Chetwynd bei ihm eintrat.

„Ich war schon zweimal in Deinem Zimmer, Gilbert,“ sagte er abgebrochen, „aber Du warst nicht hier. Bist Du jetzt erst von dem Suchen hereingekommen?“

„Erst vor fünf Minuten,“ erwiderte Monk aufstehend und dem Marquis einen Stuhl anbietend. „Ich habe überall gesucht, aber ich konnte kein Licht in das Geheimniß bringen.“

Chetwynd setzte sich nicht, sondern ging auf und ab, und rief in großer Erregung:

„Gilbert, ich bin außer mir über dieses Geheimniß. Mir ist, als ob ich in einem Neze verstrickt wäre, denn ich kann mir Eines nicht erklären!“

Lord Chetwynd schaute seinen Stiefbruder durchdringend an.

„Ich habe bewiesen, daß diese Erscheinung ein lebendes Weib ist,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „es ist dieselbe Erscheinung, die ich im Parke sah, und die auch auf der Schwelle der in den Salon führenden Thür des Wintergartens stand, an dem Abende, als ich von meiner Reise zurückkehrte.“

„Ja, es scheint so,“ flüsterte Monk zögernd, der nicht wußte, wo der Marquis hinaus wollte.

„Wie kommt es dann,“ fragte Lord Chetwynd, „daß Du sie an jenem Abende nicht an Dir vorbeilaufen sahst, da Du doch auf der Schwelle standest?“

Monk war erschrocken. Chetwynd's Scharfsinn beunruhigte ihn. Er wechselte die Farbe und ging in seiner Verlegenheit an den Ofen, um das Feuer anzuschüren.

„Ich habe sie an jenem Abende nicht gesehen,“ stammelte er. „Sie muß sich irgendwo zwischen den Blumen verborgen haben und nicht gleich entflohen sein. Ich kann es beschwören, daß ich sie nicht gesehen habe.“

Chetwynd's durchdringender Blick konnte aus dem ge-

wandten Heuchler nichts herausbringen. Monk entzog sich demselben neuerdings, indem er an's Fenster trat.

„Sylvia muß sie gesehen haben,“ sagte Chetwynd ernst; „sie muß sie an jenem Abende meiner Rückkehr und auch heute gesehen haben, und dennoch leugnet sie es.“

„Sylvia sah sie beide Male,“ sagte Monk mit einem Anfluge von Offenheit; „aber sie nahm die Erscheinung für Lady Chetwynd's Gespenst und fürchtete um Deinetwillen es zu gestehen. Sylvia war jedesmal vor Schreck ganz gelähmt, aber sie begriff, daß Dein Verstand bedroht war, und so leugnete sie, die Erscheinung gesehen zu haben. Armes Mädchen! Um Deinetwillen, Chetwynd, erduldet sie die Schrecken ihrer Furcht vor dem Uebernatürlichen mit Schweigen, das Geheimniß in ihrer Brust verbergend, während ihre natürliche Offenheit sie zwingen wollte, Dir die ganze Wahrheit zu gestehen.“

Chetwynd schaute ernsthaft drein und schwieg.

„Das Geheimniß wird bald enthüllt sein,“ sagte er mit wachsender Ruhe. „Ich habe endlich etwas Greifbares, um damit zu arbeiten. Dieses Stück Spitze beweist, daß mein Besuch lebend ist, und ich beabsichtige, zu erfahren, wer sie ist. Ich werde auch Deiner Hilfe bedürfen, Gilbert. Ich werde am Morgen nach London an die Polizeidirection telegraphiren, mir sofort einen geschickten Detektive her-zuschicken. Es soll außer uns Niemand wissen, wer er ist. Ich werde das Telegramm auch keinem Diener übergeben, sondern Dich selbst bitten, es nach Castbourne zu besorgen. Dir kann ich vertrauen, Gilbert, aber Niemandem sonst, so lange dieses Geheimniß nicht gelöst ist.“

„Ich werde Dir mit Freuden dienen, Chetwynd, befehle über mich. Und um meinen Auftrag vor den Hausleuten hier besser zu verbergen, will ich zu Fuß in's Dorf hinuntergehen und dort einen Wagen miethen.“

Lord Chetwynd stimmte bei, zog ein Notizbuch heraus, schrieb einige Zeilen auf ein loses Blatt und adressirte sie an die Polizeidirection in London. Das Blatt gab er Monk mit der Bitte, es möglichst früh zu besorgen und zog sich bald darauf zurück.

„Es geht schlimm,“ murmelte Monk, „wenn ich sie nicht bald fange. Sie ist nicht auf den Dachstuben; ich glaube, sie ist wieder fort. Das Telegramm muß ich wohl absenden, denn jeder etwaige Verrath würde bald entdeckt werden. Zehn Jahre meines Lebens würde ich darum geben, wenn ich wüßte, wo sie jetzt ist.“

Unfähig, zu schlafen, machte er neuerdings eine vergebliche Tour durch die Dachstuben. Bald nach Tagesanbruch begab er sich in's Dorf und sagte daselbst zu einem Stallburschen des Gasthofes:

„Ich brauche einen Wagen nach Castbourne. Wie bald kann er in Bereitschaft sein?“

„Es ist eben einer zur Abfahrt bereit,“ erwiderte der Bursche, „der nach Castbourne gehört und gestern Abend mit einer verschleierten Dame angekommen ist. Die Dame stieg auf der Straße aus und sagte dem Kutscher, er solle sie hier erwarten, aber sie ist nicht wieder zum Vorschein gekommen und der Kutscher ist wüthend, weil er um das Geld für seine Rückfahrt geprellt ist.“

„Ah,“ sagte Monk, „ich will mit ihm zurückfahren. Die Dame ist ihm also durchgegangen? Ist der Wagen gleich zur Abfahrt bereit?“

Der Stallbursche bejahte und führte Monk zu dem

Wagen, vor welchem der Kutscher sich zur Abfahrt rüstend stand.

Mont miethete ihn für die Fahrt nach Castbourne und löste ihm mit einem guten Trinkgeld die Zunge, so daß der Mann ihm die Dame, welche er am vergangenen Abend hierher geführt hatte, genau beschrieb. Die Beschreibung stimmte, wie er es erwartet hatte, genau auf Bernice. Aber warum war Bernice nach ihrem Besuche im Parke nicht in's Dorf zurückgekehrt und mit dem Wagen fortgefahren? Hatte die alte Indierin sie gefunden und getödtet? Oder war sie noch immer in Chetwynd-Parke verborgen?

Diese Fragen beschäftigten Mont während der Fahrt nach Castbourne. Er schickte sein Telegramm ab und wartete auf eine Antwort. Er beobachtete alle Reisenden, die mit dem Morgenzuge fortfuhren, aber die junge Lady Chetwynd war nicht darunter.

„Es giebt nur noch zwei Punkte in dieser Frage,“ dachte er endlich. „Bernice verbirgt sich entweder noch immer in Chetwynd-Parke oder sie ist von der alten Ragen umgebracht worden. Ich will jeden Winkel auf's Neue durchstöbern. Großer Gott! der Detektive darf nicht kommen und sie hier finden!“

Er miethete einen Wagen und fuhr nach Chetwynd-Parke zurück. Dort nahm er erst allein ein Frühstück, hatte mit Chetwynd eine Unterredung im Studirzimmer, und begab sich dann zu seiner Schwester.

Ragen war auch um ihre Herrin beschäftigt, aber die alte Indierin hatte den rothen Turban wie einen Verband um den Kopf gebunden, und ihr Gesicht war mit Pflastern bedeckt. Sie hinkte auch und Mont kam zu dem Schlusse, daß sie mit Jemandem gerungen haben müsse — wahrscheinlich mit Bernice.

Er betrachtete die Alte genau und entdeckte eine verborgene Wuth in ihren Blicken; er erkannte aus diesen Blicken, daß Ragen ihr Opfer gefunden, nachdem sie ihm begegnet war. Aber was hatte sie mit Bernice gethan?

Er verließ die Zimmer seiner Schwester voll banger Furcht und murmelte zitternd, als er wieder zu den Dachstuben hinaufstieg:

„Ragen hat Bernice gefunden — das ist klar. Sie muß sie getödtet haben. Aber wenn sie ihren Klauen entronnen ist, verbirgt sie sich irgendwo und ich muß sie fortschaffen, ehe der Polizeiaгент kommt. Wie, wenn er sie hier fände? Habe ich sie ihm einmal aus dem Wege geschafft, so kann ich ihm wohl trogen. Meine Wege und Spuren muß ich vor ihm schützen!“

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Antwort der Polizeidirection auf Mont's Telegramm enthielt die Anzeige, daß der Präsident dem jungen Marquis einen seiner geschicktesten Offiziere zur Verfügung stellen wolle und daß derselbe am nächsten Tage mit dem Silzuge in Castbourne eintreffen werde.

Lord Chetwynd hatte beschlossen, daß nur seine intimsten Freunde, Gilbert und Sylvia Monk und Mr. Sanders, der Verwalter, den Charakter des Fremden kennen sollten und daß er vor der Dienerschaft als Gast des Hauses gelten müsse.

Es wurde daher ein Zimmer für ihn hergerichtet, und

am nächsten Tage fuhr der Marquis selbst nach Castbourne, um den Detektive zu empfangen und ihn über sein erforderliches Wirken aufzuklären, noch ehe er nach Chetwynd-Parke kam.

Der junge Lord hatte die Begleitung Mont's und Sanders' abgelehnt und kam gleichzeitig mit dem von London eintreffenden Zuge in dem Bahnhofe an. Er stieg aus und besichtigte die Reisenden, die aus den Waggons stiegen.

Aus einem Coupé erster Classe kam eine hohe, stattliche Mannesgestalt, mit ergrauendem Haar und Bart und einem Paar durchdringender, schwarzer Augen, die einen raschen, forschenden Blick über den Perron gleiten ließen und dann mit einem frohen Ausdruck des Erkennens auf Lord Chetwynd haften blieben.

Der Marquis erkannte ihn sofort. Dieser stattliche Fremde war der berühmte Reisende, Mr. Tempest, sein Begleiter von Genua nach England.

Ganz vergessend, was er auf dem Bahnhofe eigentlich beabsichtigte, sprang ihm Chetwynd überrascht und mit freudigem Gruße entgegen.

„Mein lieber Freund,“ rief er aus, „ich glaubte mich schon vergessen von Ihnen. Sie sind gewiß auf dem Wege nach Chetwynd-Parke — nicht wahr?“

Tempest drückte dem jungen Lord innig die Hand und antwortete:

„Ich bin unangekündigt und in aller Stille gekommen, um Ihnen einen kleinen Besuch zu machen, mein Lord. Ich hatte Ihre freundliche Einladung wohl in der Erinnerung, aber ich konnte ihr bis jetzt nicht nachkommen.“

„Sie haben mich auf's Angenehmste überrascht, mein Herr. Ich wußte, daß Sie noch in England sind, denn die Zeitungen bringen fast täglich Berichte von den Ihnen zu Ehren gegebenen Festen; und ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß Sie sich von denselben lossagten, um mich mit Ihrem Besuche zu beehren.“

„Ich halte Lord Chetwynd für einen meiner wenigen Freunde,“ sagte Mr. Tempest lächelnd; „und ich bin nicht so undankbar, einen Freund zu vergessen.“

Ein kleiner Mann, der aus einem Coupé zweiter Classe gestiegen war und sich fragend an den Stationschef gewandt hatte, näherte sich jetzt Chetwynd, den Hut abziehend.

„Habe ich die Ehre, mit Lord Chetwynd zu sprechen?“ fragte der Fremde.

Der Marquis nickte bejahend.

Der Fremde verneigte sich noch tiefer und reichte dem jungen Lord eine Karte, auf welcher die Worte standen:

„Mr. Tom Bisset, Detektive-Offizier.“

Der kleine Mann war einer der schlauesten und tüchtigsten Agenten der geheimen Polizei und Lord Chetwynd von dem Präsidenten zur Verfügung gestellt.

Der Marquis grüßte ihn höflich und betrachtete ihn mit enttäuschter Miene. Er glaubte nicht, daß Mr. Tom Bisset — nach seinem Aussehen zu schließen — im Stande sein werde, das Geheimniß zu lösen, welches in Chetwynd-Parke herrschte.

Mr. Bisset war ein kleiner, geschmeidiger Mensch, von sehr glattem, feinem Benehmen; er war in der That von guter Familie und hatte seinen jetzigen Beruf nur aus Vorliebe dafür ergriffen. Er sah mit seinen glänzenden, gekräuselten und parfümirten Haaren, dem glatten, bartlosen Ge-

sichte, dem Uebermaß von Schmuck, den er trug, und der kleinen, goldenen Borgette, die er mit der kleinen, behandschuhten Hand an die Augen hielt, vielmehr wie ein Dandy, als ein Mann von durchbringendem Scharfsinn aus.

Trotz seiner Enttäuschung sah Lord Chetwynd doch, daß er in Mr. Bisset einen Gentleman vor sich habe und behandelte ihn auch als solchen. Er stellte ihn Tempest vor, ohne jedoch seinen Charakter zu verrathen, und führte dann seine beiden Gäste zu dem in Bereitschaft stehenden offenen Wagen. Eine Minute später fuhren sie langsam von Eastbourne nach Chetwynd-Park.

„Sie sehen nicht so wohl aus, als da ich Sie zuletzt sah, mein Lord,“ sagte Mr. Tempest etwas besorgt. „Die heimathliche Luft thut Ihnen nicht gut. Sie sehen bekümmert und abgesspannt aus, als ob Sie angstvolle Tage und schlaflose Nächte hätten.“

„Sie haben recht, mein Freund!“ sagte der Marquis, dessen Stirne sich umbüfferte. „Meine Tage und Nächte sind so, wie Sie dieselben schildern.“

Mr. Tempest schaute ihn bestürzt an.

„Wie kommt das?“ fragte er. „Drückt Ihr großer Kummer Sie hier in der alten Heimath schwerer als in der Ferne, oder sind Sie krank?“

„Ich kann Ihnen wohl die Wahrheit sagen, Mr. Tempest,“ sagte der Marquis nach einer Pause sehr ernst. „Vielleicht wird Ihr klarer Verstand im Verein mit Mr. Bisset's Scharfsinn mir von großer Hilfe sein. Wir können frei sprechen — mein alter Kutscher ist stocktaub — und ich habe die Ueberzeugung, daß ich mich vor Ihnen ganz rückhaltlos aussprechen kann. Ja, ich bin es Ihnen sogar schuldig, Ihnen zu vertrauen, als Erwiderung für das Vertrauen, das Sie mir in jener Nacht auf dem Schiffe schenkten. Seit jener Nacht, Mr. Tempest, waren Sie mir nicht mehr wie andere Menschen, ich habe ein zärtlicheres Gefühl für Sie, es bindet uns ein unlösbares Band.“

„Ein festeres Band, als Sie wissen,“ sagte der Gelehrte, die Hand des Marquis drückend.

„Ich kam auf den Bahnhof herüber,“ fuhr der Lord fort, „um Mr. Bisset zu begegnen, damit ich eine lange Unterredung mit ihm haben kann, ehe er mein Haus betritt, und ich bitte Sie, daran theilzunehmen, Mr. Tempest. Ich habe Vertrauen in Ihr scharfes Urtheil und glaube, daß Sie uns helfen können. Um mit meinem Vertrauen zu beginnen, muß ich Ihnen sagen, daß Mr. Bisset ein Detektive-Offizier ist. Er kommt von London von der Polizeidirection.“

Tempest schaute ihn überrascht an.

Bisset erschien ihm wie ein gewöhnlicher, geschneidelter Pfastertreter; aber wozu sollte Lord Chetwynd der Dienste eines Detektive-Offiziers bedürftig sein?

„Sind Sie beraubt worden, mein Lord?“ fragte Tempest.

Der Offizier neigte sich mit einem schwachen Interesse in seinem bartlosen Gesichte vorwärts. Er vermuthete, daß er gerufen worden sei, um einen geheimen Räuber oder Dieb in Chetwynd-Park ausfindig zu machen, und war über diesen Auftrag eigentlich nicht sehr erbaut.

„Nein, ich bin nicht beraubt worden,“ erklärte Chetwynd, „ich habe auch durchaus nichts verloren.“

„Wirklich!“ sagte Bisset. „In welcher Beziehung verlangen Sie also meine Dienste, mein Lord?“

„Seit der ersten Stunde meiner Rückkehr nach Hause,“ sagte der Marquis in feltener Bewegung, „bin ich von einem

feltamen Geheimniß umgeben. Ich wünsche, daß Sie mir dieses Geheimniß enthüllen.“

„Welcher Natur ist dieses Geheimniß?“ fragte Bisset mit wachsendem Interesse.

„Es sind jetzt fast zwei Jahre,“ begann Lord Chetwynd, „als ich in meiner Nacht eine Vergnügungsfahrt unternahm. Ich ging nach Norwegen und segelte später in einer etwas abenteuerlichen Angelegenheit nach St. Kilda, der letzten Insel aus der Gruppe der Hebriden, ein einsamer Felsblock, von einer stürmischen See umgeben, der selbst nur wenigen Schotten bekannt ist, ein Fleck Erde, der von der großen Welt so abgeschnitten ist, daß er in sich selbst eine kleine, feltame Welt bildet. Die Bevölkerung besteht aus einfachen Bauersleuten, die sich durch Fisch- und Vogelfang erhalten und mühevoll ihren kahlen Boden bebauen. Es war nur eine feinere Familie auf der Insel, die des Pastors, eines Walisers, Namens David Swellan. Er war ein einfacher, schüchtern Mann, von ruhigem Temperamente, friebliebend und mit seltenen Charaktereigenschaften ausgestattet. Er hielt es für seine Pflicht, alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens aufzugeben, um seine Bauern zu unterrichten und auf eine höhere geistige Stufe zu bringen. Er war ein Märtyrer und der Himmel hat ihn belohnt.“

Chetwynd schaute aus dem Wagen hinaus, bemüht, seiner heftigen Erregung Herr zu werden. Der Detektive verwandte keinen Blick von ihm, sonst hätte er sehen müssen, daß Mr. Tempest's strenge Züge auch vor Erregung bebten.

Dann begann der Marquis wieder:

„Mr. Swellan ist kürzlich mit seiner Frau auf einer Seereise von St. Kilda nach Glasgow ertrunken. Ich kann noch nicht ruhig über ihr trauriges Geschick denken. Mrs. Swellan war eine Dame von Geburt, eine feingebildete, sanfte, liebenswürdige Frau, ebenso anspruchlos als ihr Gatte, den sie so liebte, daß eine Wüste, mit ihm getheilt, ihr wie ein Paradies erschienen wäre. In ihr trauliches Heim und in ihre edlen, großen Herzen hatten sie ein Mädchen von geheimnißvoller Abkunft als kleines Kind empfangen und als ihre eigene Tochter adoptirt, der sie den Namen Bernice Swellan gaben. Als ich Bernice vor noch nicht ganz zwei Jahren zum ersten Male sah, war sie kaum siebenzehn Jahre alt und von ihren Pflegeeltern so verschieden, wie der junge Adler von der Taube.“

„Wie sah sie aus, mein Lord?“ fragte Tempest, dessen Seele in bitterem Schmerze zuckte, mit heiserer Stimme.

Ach, es traf ihn schwer, von den Lippen eines Anderen die Geschichte seiner eigenen Tochter zu hören, die er als hilfloses Kind der Sorgfalt Fremder überlassen hatte. Er erinnerte sich jetzt mit bitterem Weh jenes letzten Males, wo das Kind an seiner Brust gelegen, des letzten Males, wo er die geschlossenen Kinderaugen, die Rosenwänglein und das blühende Mündchen geküßt. Er hatte sie nie wieder gesehen, seit er sie der Obhut der Swellans übergeben, und er konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie in holder Jungfräulichkeit oder als Braut ausgesehen haben mochte.

In seiner Wuth und Verzweiflung hatte Tempest seine Gattin verlassen und sein Kind mit sich genommen. Zufall oder Vorsehung hatten ihn nach St. Kilda geführt, und dort ließ er das hilflose Wesen in guter Obhut zurück, in der Absicht, es in fünf Jahren wieder abzuholen. Aber die Zeit war vergangen — vierzehn, sechzehn Jahre rollten vorbei, ehe sein schlummerndes Pflichtgefühl ihn zur Rückkehr mahnte.

Und er war nur gekommen, um Bernice todt zu finden. Mit Mühe unterdrückte er ein Achzen, als alle diese Erinnerungungen ihn überwältigten. Aber sein Gesicht war kalt und ruhig, als Chetwynd ihm antwortete:

„Sie fragen mich, wie sie ausfah, Mr. Tempest. Bernice war nicht schön, aber sie war edel, fein, wohlherzogen, zart und holdselig und mit wunderbarer Anziehungskraft begabt. Kurz, sie war das reizendste Geschöpf, das ich je erblickte. Vor zwanzig Monaten heirathete ich sie in der kleinen Kirche zu St. Kilda und nahm sie in meiner Nacht mit mir fort. Sie besuchte die Armen des Dorfes, erlitt in einer Hütte ein böses Fieber und starb zwei Monate nach unserer Ankunft im Schlosse.“

„Sie starb, mein Lord?“ sagte Bisset.

Lord Chetwynd nickte mit dem Kopfe.

Tempest seufzte tief auf und ein verzweifelter Ausdruck malte sich in seinen Zügen.

„Sie starb,“ sagte der Marquis kurz, seine Erzählung wieder aufnehmend. „Ich sah, wie man sie begrub. Sechs Tage lang lag sie in Chetwynd-Park auf dem Paradebette. Nach dem Begräbniß ging ich auf Reisen und kehrte erst vor einigen Wochen zurück. Am ersten Abend meiner Rückkehr saß ich mit meiner Stiefschwester, Miß Monk, im Salon und erblickte auf der Schwelle des anstoßenden Wintergartens eine Erscheinung — ein scheinbares Gespenst! Es war meine verstorbene Gattin!“

Bisset's Lippen verzogen sich unwillkürlich zu einem schwachen Lächeln. Er hatte nicht erwartet, bei Lord Chetwynd solchen Aberglauben zu finden. Sogar Tempest schaute verwundert drein.

Ohne ihre Blicke zu beachten, fuhr der Marquis ernst fort:

„Ich sprang auf die Erscheinung zu und sie verschwand; aber ich habe sie wieder gesehen. Eines Abends, als ich durch den Park von meinem Verwalter nach Hause kam, sah ich sie wieder. Sie stand im hellen Mondlichte; ich erblickte jeden Zug ihres Gesichtes und erkannte sie. Es war meine verstorbene Gattin!“

„Haben Sie einen Arzt befragt, mein Lord?“ fragte der Detektive-Offizier.

„Ja, er sagte mir, daß es nur eine Täuschung, ein Ausfluß krankhaft erregter Phantasie sei, und daß meine Leber krank sein müsse.“

„Er ist ein vernünftiger Mann,“ murmelte Bisset.

„Aber hören Sie das Uebrige. Erst vorgestern Abend sah ich sie wieder. Ich war diesmal mit Miß Monk im Clavierzimmer, als ich von der zum Wintergarten führenden Thüre her ein tiefes Schluchzen oder Seufzen hörte und, hinschauend, erblickte ich dort durchaus kein Gespenst, sondern meine verstorbene Gattin.“

Chetwynd athmete schwer; er war leichenblau und seine blauen Augen hatten einen sehnüchigen Ausdruck.

„Eine seltsame Täuschung,“ sagte Bisset ruhiger. „Ich hörte einmal von einem Manne, der sich einbildete, ein Theekessel zu sein, und der von seinem Wahnsinn nur geheilt wurde, indem man ihn auf einen heißen Ofen setzte. Und Sie, mein Lord, glauben sich von einem Gespenst verfolgt! Dieser Wahn ist nichts Neues. Tausende von Menschen

haben schon darunter gelitten. Doch nicht wahr, mein Lord, diese Miß Monk ist Ihre Verlobte?“

„Ja, wir sollen nächsten Monat heirathen,“ erwiderte Chetwynd düster.

„Es ist also wünschenswerth, daß sie sich von diesem seltsamen Wahne so bald als möglich befreien,“ bemerkte Bisset. „Entschuldigen Sie, mein Lord, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Sie keinen Detektive, sondern einen tüchtigen Arzt und Ortsveränderung brauchen.“

„Sie haben noch nicht Alles gehört. Ich sehe, Sie glauben mich von einer fixen Idee behaftet. Doch hören Sie! Als meine Frau mir vorgestern Abend zum letzten Male erschien, verfolgte ich sie. Ich sprang ihr durch den Wintergarten nach — ich haßte nach ihr — ich erfaßte ihren Armel — —“

„Ah!“ flüsterte Bisset.

„Und ich riß diesen Spitzenbesatz davon ab — einen wirklichen, greifbaren Beweis, daß die Kleider wenigstens nicht gespenstig waren. Sehen Sie her!“

Chetwynd zog ein kleines Päckchen aus seiner Tasche und brachte daraus das Stück gelblichen, zerrissenen, echten, alten Spitzenbesatzes zum Vorschein.

Bisset und Tempest betrachteten den Spitzenbesatz voll Eifer und Neugierde.

„Das giebt der Sache ein anderes Ansehen, mein Lord,“ sagte Bisset, nicht mehr in affektirt schnarrendem, sondern in raschem, geschäftsmäßigem Tone. „Ihr Gespenst war ein lebendes Weib!“

„Daran ist nicht mehr zu zweifeln.“

„Und wie war sie gekleidet, mein Lord?“ fragte der Detektive.

„In ihrem Leichenkleide — ein langes, weißes Seidenkleid mit viereckigen Ausschnitten und kurzen Ärmeln, und Spitzenbesatz um Hals und Ärmel. Sie ist mir immer in demselben Kleide erschienen.“

„Und sie sah aus, wie ihre verstorbene Gattin, mein Lord?“

„Ja und nein. Die Augen waren dieselben, groß, tief und leuchtend wie Sterne. Aber das Gesicht des Gespenstes war schöner, hatte einen klareren, zarteren Teint, mehr Rundung und Weichheit. Es war ein so bezaubernd schönes Gesicht, daß ich es für das Gesicht eines Engels hielt.“

„Hm!“ sagte Mr. Bisset, „hat außer Ihnen noch Jemand diesen weißgekleideten Engel gesehen, mein Lord?“

„Miß Monk hat sie gesehen und hielt sie für einen Geist. Sonst sah sie Niemand. Sie kommt und geht wie ein Schatten. Ich halte sie für ein lebendes Weib, aber wer ist sie? Was ist das für ein Geheimniß? Ich habe Sie berufen, um es zu erforschen!“

„Auf den ersten Blick,“ entgegnete der Detektive, „würde ich sagen, daß irgend ein Frauenzimmer ihre Ähnlichkeit mit der verstorbenen Lady Chetwynd ausbeutet. Es ist natürlich kein Zweifel vorhanden, daß Lady Chetwynd wirklich todt ist.“

„Sie starb in meinen Armen und lag sechs Tage aufgebahrt in meinem Hause, und dann begrub ich sie in unserer Familiengruft in der Pfarrkirche,“ erklärte Lord Chetwynd festerlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

So war der Februar herangekommen, und Archibald hatte mit Ausnahme einer kurzen Reise nach Glasgow Carrisford nicht verlassen. Er benutzte seine Anwesenheit, um die ziemlich verwickelten Gelbangelegenheiten seiner Mündel zu ordnen, die er ihr bei ihrer Volljährigkeit zur selbstständigen Führung übergeben mußte.

Sir Richard hatte er oft gesehen und in Geschäftssachen mit ihm verhandelt, und dieser hatte längst die Wahrnehmung gemacht, daß sein Vater für seine Tochter keinen gewisser hafteren Vormund hätte wählen können, denn er wahrte die Rechte derselben bis auf den letzten Buchstaben.

Eleanor selbst sah erst später ihren Vater wieder, der während ihrer langen Krankheit täglich im Hause des Verwalters gewesen, um Erkundigungen nach ihrem Befinden einzuziehen. Vater und Tochter hatten eine lange Unterredung mit einander, bei der aber Niemand gegenwärtig war und deren Inhalt Niemand erfuhr. Als sie geendet, verließ Sir Richard finster und einsilbig das Haus und kehrte bald darauf mit seiner Gattin zurück. Diese hatte sich, wie allgemein bemerkt, nicht ein einziges Mal nach ihrer Stieftochter erkundigt, sich aber seit deren gefährlicher Krankheit so auffallend verändert, daß man ihr Auftreten fast als wahnsinnig bezeichnen konnte.

Beide blieben nur kurze Zeit, mußten jedoch eine ernste, sehr wichtige Unterhaltung mit dem jungen Mädchen gehabt haben, denn mit langsamen Schritten verließen sie das Haus des Verwalters und gingen nachdenklich dem alten Herrenhause zu.

Einige Stunden später verließen, zur Reise gerüstet, Sir Richard und Lady Relydale Awer Court, um sich nach der nächsten Eisenbahnstation zu begeben. Hinsichtlich ihrer Rückkehr hatten sie keine bestimmten Befehle zurückgelassen, sondern nur gesagt, daß diese erst im Sommer erfolgen werde.

Dennoch kehrte die junge Erbin nicht nach Awer Court zurück, sondern blieb nach wie vor als Gast in dem Verwalterhause. Mit dem zunehmenden Frühling erblühte auch sie zu neuer Gesundheit und Lebenskraft, wie ihre treuen Freunde mit unaussprechlicher Freude gewahrten, und schon konnte sie, auf Agnes, Mrs. Edwards — die sie nicht verlassen — oder auf Archibald Hope gestützt, längere Spaziergänge unternehmen.

Der Letztere war meist ihr Begleiter und Gesellschafter; sobald sie dazu im Stande war, mußte sie von ihm genaue Berichte über ihr großes Vermögen entgegennehmen, dessen Verwaltung er sich jetzt so ganz gewidmet hatte; oder sie sprachen auch von Sir William und seiner großen Liebe zu ihr, der durch seine Bestimmungen ihr Leben vor jeder Noth und Verarmung geschützt hatte.

In diesem täglichen, ungestörten Beisammensein wuchs Archibald Hope's Liebe zu der schönen jungen Erbin von Awer Court, und er wartete nur auf einen günstigen Moment,

ihr dieselbe zu gestehen, und die Entscheidung über seine Zukunft zu erfahren. Wie diese ausfallen würde — wer konnte ihm das sagen? Hatte sie ihm doch auch noch immer ein Geheimniß vorenthalten, welches sie dann vielleicht aufklären würde.

Zwölftes Kapitel.

Archibald Hope's Muth sinkt.

Als Eleanor Relydale sich vollständig genesen fühlte, weilten ihre Gedanken oft bei einem Plan, den noch ihr Großvater im verfloffenen Herbst für sie entworfen — nämlich in Torquay eine Villa anzukaufen und dort mit Mrs. Edwards als ihrer Haushälterin und einer genügenden Dienerschaft zu wohnen.

„Es wird Dir in Awer Court bei Deiner Stiefmutter nicht gefallen,“ hatte der Greis gesagt, „wohne daher lieber in Torquay, wo wenigstens mein Grab Dich an Deinen Großvater erinnert!“

Sie besprach eines Tages diesen Plan mit ihrem Vormund und entwarf ihm ein Bild von ihrem künftigen Leben, das der Verwaltung ihres Vermögens und den großen Pflichten, welche es ihr der Menschheit gegenüber auferlegte, geweiht sein sollte. Dabei aber schien sie allen Freuden des Lebens für sich entsagt zu haben, und nur auf eine ruhige Zukunft, fern von den Aufregungen und Zerstreuungen der großen Welt zu rechnen.

Archibald Hope war mit diesem Plane nicht einverstanden, und suchte ihn, wiewohl vergeblich, zu bekämpfen.

An einem schönen Sonntagmorgen verließen sie mit Mr. Prayse und seiner Tochter die alte Kirche von Carrisford, und langsam voranschreitend, während diese noch einige Nachbarn begrüßten, sagte Miß Relydale:

„Welch herrlicher Tag, Mr. Hope! Ehe wir es uns versehen, ist der Sommer da! — Es wird wirklich Zeit, an meine Uebersiedelung nach Devonshire zu denken!“

„Sie haben also den Plan noch nicht aufgegeben?“

„Gewiß nicht. Erst noch gestern habe ich an einen Agenten in Torquay geschrieben, der dort eine Villa zum Verkauf angeboten!“

„Sie scheinen große Eile zu haben, ihre Freunde zu verlassen! Fühlen Sie sich hier so unglücklich, Miß Relydale?“

„Im Gegentheil, so glücklich und zufrieden, wie seit Langem nicht, wie ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht wieder werde. Ich muß aber doch auch eine eigene Heimath haben!“

„Wozu, Miß Relydale? Weshalb wollen Sie in jener Ihnen ganz fremden Gegend, fern von Ihren wenigen treuen Freunden wohnen?“

„Ich werde meine treuen Freunde nimmer vergessen, Mr. Hope, sondern mich ihrer stets mit der größten Dankbarkeit auch in der Ferne erinnern!“

„Auch meiner, Miß Relydale?“ fragte mit bewegter Stimme der junge Mann.

„Auch Ihrer, denn ich weiß, wie viele Dankbarkeit ich Ihnen für Ihren Antheil an meinem Geschick, wie für Ihre Thätigkeit als mein Vormund schulde! Glauben Sie mir, Mr. Hope, wo ich auch sein mag, ich werde Ihrer stets als eines Freundes gedenken! Eine Trennung aber muß stattfinden, unsere Wege gehen auseinander!“

„Archibald Hope hatte keine Erwiderung auf diese in entschiedenem Tone gesprochenen Worte, sondern sann schweigend über die Bedeutung derselben nach. Gewiß hingen sie mit dem unseligen Geheimniß zusammen, welches sie ihm noch vorenthalten, und um dessen willen sie sich auch zu dem freudenlosen Leben, wie sie ihm ihre Zukunft geschildert, verdammt hatte.

Es war Beiden eine große Erleichterung, daß Mr. Prayse und Agnes sich ihnen wieder anschlossen und mit ihnen den Weg fortsetzten.

An der Gartenpforte angelangt kam ihnen Prinz entgegen gesprungen, den Archibald sogleich an seine Seite rief und erklärte, mit ihm noch einen weiten Spaziergang in die Waldung unternehmen zu wollen.

Als er zurückkehrte, war jede Spur von Unmuth und Enttäuschung aus seinen Zügen wie aus seinem Benehmen verschwunden, er schien sogar in heiterer, mittheilsamer Stimmung zu sein, und Mrs. Prayse behauptete, ihn noch nie so unterhaltend beim Mittagmahle gesehen zu haben.

Einige Tage nach dieser verhängnißvollen Unterredung erschien er mit einem offenen Brief beim Frühstück, und theilte den Anwesenden mit, daß er in Geschäften nach Rußland reisen würde. Seine Firma hatte daselbst große Waldungen angekauft und forderte ihn auf, das Fällen und Richten derselben zu leiten und die Geschäfte in Carrisford einem jüngeren Mitgliede zu übertragen.

Da nur noch wenige Tage bis zu Miß Relydale's ein- undzwanzigstem Geburtstag fehlten, entwickelte er eine noch größere Thätigkeit in ihren Angelegenheiten, als bisher; betrieb wiederholt Mr. Bates nach Carrisford, mit dem er lange Unterredungen und Berathungen hatte, unternahm noch verschiedene Reisen im Interesse seiner Mündel, und war zu Mr. Prayse's großer Verwunderung mit allen Arbeiten fertig, noch ehe der zweite Juni anbrach.

Endlich aber war auch dieser wichtige Tag da, der Eleanor Relydale, die reiche Erbin von Aver Court, zur unumschränkten Herrin ihrer selbst und ihres großen Vermögens machte.

Sie empfing am Morgen die Glückwünsche ihrer Hausgenossen und einiger Freunde, sowie viele Briefe, unter denen auch ein umfangreiches Schreiben von ihrem Vater war, der ihr seine Glückwünsche aus der Ferne sandte.

Dieser Brief aber mußte traurige Gedanken und Empfindungen in ihr geweckt haben, denn ihre Züge umdüsterten sich und mit einem tiefen Seufzer ergriff sie ihren zierlichen Schreibkasten und begab sich damit in den Garten, wo sie dann einer Laube zuschritt.

Miß Prayse und Archibald Hope blickten ihr nach und standen noch am Fenster, als die schöne Erbin schon emsig

schreibend am Gartentisch saß. Plötzlich aber sagte Agnes, die Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend:

„Wie nachdenklich Sie sind, Archibald!“

„Ich, Agnes? Durchaus nicht!“

„Gewiß, nachdenklich und ernst! Und doch freuten Sie sich so sehr zu der bevorstehenden Reise, inderß es uns Allen so leid thut, daß Sie gehen!“

„Ich glaube wirklich, daß es Ihnen leid thut, Agnes — auch die übrigen Hausgenossen werden mich einige Zeit vermissen.“

„Auch Miß Relydale,“ sagte Agnes Prayse, ihn ernst anblickend, „die Trennung von Ihnen wird ihr sehr schmerzlich sein!“

„Nicht doch, Agnes, sie wird darüber keinen Schmerz empfinden!“

„Archibald, wie können Sie nur so blind sein, oder wollen Sie nicht sehen —“

Sie vollendete ihre Rede nicht, sondern verließ nach diesen Worten schnell das Zimmer, denn ein scharfer Seitenblick hatte ihr gezeigt, daß Archibald den Sinn derselben verstanden.

Die Verwalterstochter hatte längst das Geheimniß der Liebenden durchschaut und es nur Archibald's Stolz zugeschrieben, daß er nicht längst schon einen entscheidenden Schritt gethan. Diesen herbeizuführen, war seit einigen Tagen ihr Plan gewesen und daß es ihr gelungen, bewies, daß der junge Mann bald darauf gleichfalls der Laube zuschritt.

Und hatte es denn wirklich ihrer Worte bedurft, um Archibald Hope zu einem Entschlus zu bringen, den er auf der Stelle ausführte? Er sann allerdings über ihre Bemerkung nach, daß Eleanor Relydale über seine Abwesenheit Schmerz empfinden würde, und plötzlich entstand in ihm der heiße Wunsch, ihr seine Liebe zu gestehen, ihr zu sagen, wie unendlich theuer sie ihm sei, und dann sich ihrer Entscheidung zu unterwerfen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Entscheidung.

Eleanor Relydale hatte den Brief an ihren Vater beendet und auch schon einen Wechsel in ihr Hauptbuch eingetragen, wie es ihr von ihrem Vormunde gezeigt worden war. Gleichzeitig hatte sie dem Schreiben eine bedeutende Anweisung beigelegt, was sie schon lange beschlossen am Tage ihrer Volljährigkeit zu thun.

Jetzt saß sie, das schöne Haupt gestützt, nachdenklich da; aber der herrliche Sommertag, wie der Anblick der malerischen Landschaft, der sie umgab, verfehlten ihre Wirkung nicht, und einige Minuten glaubte sie ungetrübt in's Leben schauen zu können.

Plötzlich vernahm sie einen hastigen Fußtritt, ein Schattensiel durch das Gitterwerk und die Schlingpflanzen, welche die Laube bildeten, und gleich darauf stand Archibald Hope vor ihr, der mit bewegter Stimme sagte:

„Störe ich Sie in Ihrem Nachdenken, Miß Relydale?“

Eine Ahnung sagte ihr, was kommen würde, ihr Herz pochte lauter als zuvor, aber schnell sich fassend, entgegnete sie:

„Nein, Mr. Hope, Sie führen mich nicht, ich habe den Brief an meinen Vater vollendet.“

Sein Blick fiel auf das neue Hauptbuch, und dies gewährend, fügte sie schnell hinzu:

„Wie Sie sehen, bin ich bereits in Geschäftsangelegenheiten thätig gewesen!“

„Sie haben also die Villa gekauft?“ fragte er schnell.

„Nein,“ antwortete sie mit einem Lächeln, das sie nicht zu unterdrücken vermochte, „sondern ich habe mich erinnert, daß mein Vater im Vergleich zu mir ein armer Mann ist.“

„Ich darf zwar nicht erwarten, daß Sie in dieser Sache meinen Rath annehmen werden, doch möchte ich Sie vor unzeitiger Grobmut warnen.“

„Sir Richard ist mein Vater, Mr. Hope, das darf ich nie vergessen! — Zuweilen denke ich auch, daß ich Unrecht gethan, ihn und Aver Court zu verlassen. Erinnern Sie sich jener Nacht noch? Das Ganze ist mir jetzt wie ein Traum!“

„Auch mich hat seit jener Nacht ein Traum verfolgt — ein lieblicher Traum, Miß Kelydale, der jedoch vor Kurzem zu schwinden begann. Darf ich Ihnen denselben mittheilen und Ihnen, ehe ich Sie auf viele Jahre verlasse, sagen, was mein Herz bewegt?“

Da keine Antwort erfolgte, die junge Erbin aber erröthend die Augen senkte, fuhr Archibald fort:

„Als ich Sie in jener Nacht an der Terrasse von Aver Court traf, sann ich darüber nach, ob wohl ein holdes Wesen, dem ich meine erste, glühende Liebe zugewandt, je mir Gegenliebe schenken würde! — Es war ein kühner Traum, den ich träumte, denn der Gegenstand meiner Wünsche war im Besitze großer Reichthümer und hatte vor mir außerdem den Vortheil einer höheren Lebensstellung voraus — aber Ellen, ich liebte Sie mit der ganzen Leidenschaft, die ich zu empfinden vermag, und die im Zusammensein mit Ihnen mich beherrschte, denn noch nie hatte ein Weib in mir die leiseste Neigung erregt. Bleibt mir keine Aussicht, mit der Zeit Ihre Liebe gewinnen zu können, so scheide ich noch heute von hier, und die schönste und bitterste Erinnerung meines Lebens wird die erste tiefe Neigung meines Herzens sein, die in Carrisford erstanden und nicht erwidert ward!“

Tief bewegt hatte Eleanor seinen Worten gelauscht und mit inniger, heiliger Freude das Geständniß seiner Liebe vernommen.

Was aber hatte sie ihm dagegen zu bieten? War es nicht schon ein Unrecht, seinen Worten Gehör geschenkt zu haben? Sie fühlte dies nur zu gut und sagte in flehendem Tone:

„Schonen Sie meiner, Mr. Hope! — Denn was kann, was darf ich Ihnen antworten?“

„Daß Sie, nicht jetzt, doch später, eingedenk meiner treuen, innigen Liebe, Mitleid mit mir haben, mir Hoffnung geben wollen, daß meine Worte Sie nicht überrascht, beunruhigt haben —“

„Nein, Mr. Hope, sie haben mich nicht überrascht,“ entgegnete sie, ihre schönen dunklen Augen zu ihm erhebend, „ich habe diesen Augenblick lange vorausgesehen, in dem die Wünsche meines theuren verstorbenen Oheims in Erfüllung gehen!“

„Ihres Großvaters?“ rief der junge Mann, während eine freudige Röthe seine Wangen färbte.

„Ja, meines Großvaters,“ wiederholte sie. „Aber auch

ich bin stolz auf die Neigung gewesen, die ich entkehen und wachsen sah. Dennoch aber müssen wir scheiden, Mr. Hope. Hören Sie das letzte Geheimniß, was ich Ihnen bisher vorenthalten — das uns unwiderruflich trennt — ich bin Ihres Bruders versprochene Braut!“

„Eleanor! O mein Gott, was sagen Sie!“

Von Staunen und Schmerz überwältigt, sank er gegen die Wand zurück und blickte sie, keines weiteren Wortes mächtig, voll unendlichem Kummer an.

„O zürnen Sie mir nicht, wenden Sie sich nicht von mir — Sie, der einzige treue Freund, den ich habe!“ flüchte das junge Mädchen.

„Der werde ich, wenn Sie es wünschen, stets bleiben, Miß Kelydale; sagen Sie mir aber — sagen Sie mir, lieben Sie meinen Bruder?“

„Nein! O, wie wäre das auch möglich!“

„Und dennoch —“

„Dennoch habe ich versprochen — geschworen, sein Weib zu werden, wenn er ein Jahr nach dem Tage, wo er Carrisford verließ, wiederkehrt. Ich weiß, daß Sie nach dieser Erklärung mich hassen werden — mich verachten, allein je länger ich Sie kannte, je weniger Muth hatte ich —“

Sie wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die wider ihren Willen zu fließen begannen.

Von seinem Stuhle aufspringend, ergriff er ihre beiden Hände und rief mit freudig bewegter Stimme:

„Dank, Dank, theure, geliebte Eleanor, für diese Worte, die mir wenigstens doch Hoffnung lassen und den Muth verleihen, jedes Hinderniß, welches uns entgegentreten sollte, zu vernichten!“

„Nicht weiter, Archibald,“ antwortete Eleanor, ihm ihre Hände entziehend, „sondern hören Sie erst, wie Alles zugegangen. Als ich Ihrem Bruder das feierliche Versprechen gab, lag er, von der Hand meines Vaters schwer getroffen, in Job Fritton's Waldwohnung, und ich hoffte, durch mein Versprechen den Vater auf alle Fälle den Händen des Gesetzes zu entziehen, denn Maurice hatte mir versprochen, von jeder Verfolgung abzusehen.“

„Das war ein Versprechen, welches die Furcht Ihnen abgezwungen, und ich erkenne die Rechte meines Bruders an Ihre Hand nicht an!“

„Ihr Bruder genas und verließ Carrisford, ohne daß des Versprechens noch einmal erwähnt ward, und ich war glücklich, meinen Vater von der Schuld eines Mordes frei zu wissen. Je näher aber jetzt der entscheidende Tag heranrückt, desto mehr nimmt meine Furcht und Besorgniß zu, und schon sehe ich ihn vor mir, hart und erbarmungslos, wie er immer gewesen.“

„Er wird nicht zurückkehren,“ beruhigte sie Archibald, „wenigstens nicht, um die Erfüllung eines solchen Versprechens zu verlangen; ich kann unmöglich Maurice für so unehrenhaft halten!“

Eleanor schüttelte traurig das Haupt und erwiderte:

„Er wird kommen und mich an meinen Schwur erinnern, mich als sein Weib fordern, glauben Sie doch meinen Worten!“

„Wenn er es aber dennoch nicht thut? Wenn er in dem neuen Leben, das er begonnen, die Vergehen und Irrthümer früherer Tage zu sühnen sucht, und mir gegenüber so mannhaft und ehrenhaft handelt, wie ich es ihm gegenüber thun würde —“

„Was wollen Sie damit sagen, Mr. Hope?“ fragte kaum hörbar das junge Mädchen.

„Darf ich Sie dann wieder fragen, ob Sie mich lieben, Elley, ob Sie einwilligen, die Meine zu werden?“

Eleanor Relydale sah ihn mit einem Blick unaussprechlicher Liebe an, flüsterte ein leises „Ja“ und im Vorgefühle seines Glückes schlang Archibald seinen Arm um sie und drückte sie stürmisch an seine Brust.

Die junge Erbin entwand sich seiner Umarmung und sagte:

„Ich will mit Dir hoffen, Geliebter, allein ich werde meinen Schwur nicht vergessen!“

Eine Weile noch saßen sie in vertraulichem Gespräch in der Gartenlaube beieinander, dann kehrten sie in's Haus zurück, wo bald darauf ein kleines Fest stattfand, welches Mr. Prayse und seine Gattin zu Ehren der jungen Erbin angeordnet hatten. Die beiden Eheleute, welche von ihren Aufmerksamkeiten gegen die geliebte Herrin in Anspruch genommen wurden, sahen nicht die Veränderung, die augenscheinlich mit dem jungen Paar vorgegangen war, allein ihre Tochter entdeckte diese bald, und sah zu ihrer Freude, daß ihr Plan so wohl gelungen.

Früh am folgenden Morgen reiste Archibald Hope ab, nicht aber nach Rußland, sondern nach Glasgow, um einen anderen Theilhaber der Firma dorthin zu schicken. Eleanor Relydale und Agnes Prayse, jetzt die Vertraute der Liebenden, begleiteten ihn bis zur Gartenpforte — er hatte von Mr. Prayse und seiner Gattin schon am Abend zuvor Abschied genommen — wo er dann, nachdem er Beiden Lebewohl gesagt, seine Geliebte fragte:

„Ich darf Dir doch oft schreiben, da ich Dich vor August nicht wiedersehen soll?“

„Ja, Du magst zuweilen Deinem früheren Mündel Rathschläge ertheilen,“ entgegnete Eleanor schelmisch.

Noch einmal ward Abschied genommen, dann schritt Archibald dem Wirthshause zu, wohin er seinen Wagen bestellt, der ihn zur Eisenbahnstation fahren sollte.

Die beiden jungen Mädchen blickten ihm nach, bis eine Biegung des Weges ihn ihren Augen entzog, und Eleanor Relydale dachte:

„Wie war es nur möglich, daß ich ihm einst mißtrauen, ja hassen konnte!“ —

Viertes Buch.

Um Thretwillen.

Erstes Kapitel.

Der siebenundzwanzigste August.

Von den schönsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt, reiste Archibald Hope nach Glasgow zurück. Er glaubte nicht an seines Bruders Rückkehr, glaubte nicht, daß dieser jemals die Erfüllung des Versprechens fordern werde, das Eleanor Relydale in der Angst um ihres Vaters Leben ihm geleistet hatte. Der letzte Brief, den er von ihm erhalten, ließ auf edlere Gefühle und Gesinnungen schließen, und um sich davon nochmals zu überzeugen, nahm er jenen aus seinem Taschenbuch hervor und las ihn wiederholt aufmerksam durch.

Der Inhalt bestätigte wirklich seine Gedanken, und Archibald dachte des Abwesenden mit wahrhaft brüderlicher Liebe; auch begann sich in ihm eine ernsthafte Unruhe zu regen, weil dieser Brief der einzige geblieben und er von Maurice seither nichts weiter gehört. Konnte er doch nicht einmal an ihn schreiben, so gern er es schon längst gethan, da er ja nicht wußte, nach welcher Gegend Amerika's er sich gewandt.

Zu seiner Freude ordnete sich die russische Geschäftsangelegenheit schneller, als er sich gedacht, indem ein jüngerer Theilhaber der Firma bereitwillig hinüberreiste, da er erklärte, Familienverhältnisse halber in nächster Zeit nach England zurückkehren zu müssen.

Die Zeit bis zum Ende des Augustmonats verfloß ihm langsam genug, wengleich er fast täglich nach Carrisford schrieb, und ebenso oft von dorthin Briefe erhielt.

Schon oft hatte er das Eleanor Relydale gegebene Versprechen, sie so lange nicht wiederzusehen, bereut, denn ohne dies hätte er, wie im verfloffenen Sommer, die weitere Leitung der Waldungen des Gutes leiten können.

Diese ging wirklich ununterbrochen vor sich; die Erbin von Aver Court hatte den Plan, das Geschäft rückgängig zu machen, gänzlich aufgegeben; es war dies aus Pietät gegen den Willen ihres verstorbenen Großvaters geschehen, der, wie sie sich sagte, seine triftigen Gründe gehabt haben mußte, das Holz zu verkaufen, wengleich ihr diese verborgen geblieben.

Seit jener verhängnißvollen Nacht, wo ihr Leben durch ihre Stiefmutter bedroht gewesen, hatte Eleanor nur sehr selten und stets auf kurze Zeit das alte Herrenhaus besucht, das jetzt unter Job Fritton's und einer jüngeren Haushälterin Aufsicht stand, doch mußte sie durch Ersteren und Mr. Prayse genau, was in demselben vorging.

So sehr sie auch zu Lebzeiten ihres Großvaters das alte Aver Court geliebt, und so sehr es ihr damals auch eine theure Heimath gewesen, ebenso ängstlich mied sie und Mrs. Edwards es jetzt, und selten, wenn sie, allein von Prinz begleitet, spazieren ging, kam sie über die Buchen hinaus, die Sir William's Lieblingsplatz gewesen, und der Kaufmann von Glasgow seinetwegen geschont hatte. Hier traf sie nicht selten Job Fritton, der langsam unter den alten Bäumen auf und ab ging, des verstorbenen Baronets und früherer Zeiten gedenkend, der aber, sobald er sie erblickte, sich ihr angeschlossen.

Job Fritton beklagte sich stets über die lange Abwesenheit des jetzigen Herrn von Aver Court, der noch immer mit seiner Gattin auf dem Continente weilte.

Auch am Morgen des siebenundzwanzigsten August, als Eleanor, von ihrem Hunde begleitet, unter den Buchen erschien, von denen aus sie die Landstraße weithin überblicken konnte, sagte er nach der ersten Begrüßung:

„Haben Sie kürzlich von Sir Richard gehört, Miß Eleanor? Wird er nicht bald wieder nach dem alten Hause kommen?“

„Er wird bald kommen, Job, eher als Ihr denkt,“ entgegnete das junge Mädchen, aufmerksam in die Ferne blickend. „Aber seht einmal dort nach der Fahrstraße, könnt Ihr nicht auch einen Wagen unterscheiden?“

„Meinen Sie den dort bei dem Wirthshause, Miß Eleanor?“

„Nein, ich sehe einen, der noch weiter entfernt ist —“

„D, den kann ich nicht mehr unterschreiben. — Weshalb aber kümmern Sie sich um den Wagen, Miß?“

„Ich erwarte heute Besuch — einen lieben Freund —“

„Sir Richard, Miß Kelydale?“ fragte hastig der alte Mann.

„Nein, Job, mein Vater kommt heute noch nicht!“

„Zu Lady Kelydale's Ankunft würden Sie sich auch kaum freuen, Miß!“

„Weshalb nicht, Job?“

„Nun, ich würde es an Ihrer Stelle nicht thun! — Aber wie geht es Mrs. Edwards? Ich habe sie seit einigen Tagen nicht gesehen.“

„Sie ist nach Aver Court gegangen, Job, Ihr könnt sie dort sehen und sprechen. Ich aber muß nach Hause eilen, denn Mr. Hope —“

„Sie erwarten also Mr. Hope?“ fragte enttäuscht der alte Diener. „Mr. Hope, welchen Ihr Vater nicht leiden kann —“

„Er ist aber mein Freund gewesen, Job, das werdet Ihr zugeben —“

„Doch nicht der meinige, Miß, er so wenig wie sein Bruder!“

„Bergeht um meinetwillen den alten Groll, Job,“ sagte Eleanor, ihm ihre Hand reichend, „und geht nach Aver Court, wenn Ihr Mrs. Edwards sprechen wollt. Ich sehe da Miß Prayse kommen.“

Mit diesen Worten sprang sie, von Prinz begleitet, den Hügel hinab.

„Gott segne sie,“ murmelte ihr nachblickend der alte Diener. „Ich kann um ihretwillen Alles thun, und wenn sie es wünscht — nun, er wird mich wohl nicht wieder zu Boden werfen, auch meine Thür nicht wieder zerbrechen!“

Lange noch, als die liebliche Erscheinung schon ganz seinen Augen entschwunden, blieb er — denn es war ein heißer, schwüler Sommertag — in dem Schatten der Buchen von Carrisford, gedachte seines alten Herrn, sowie dessen Enkelin und murmelte, mit seinem Stöckel in dem trockenen Laube des verflorbenen Herbstes raschelnd:

„Meinetwegen mag kommen, was will! Er ist genau genommen so schlimm doch nicht!“

„Guten Tag, Job Fritton! Guten Tag, alter Freund! Noch immer gesund und munter, wie ich sehe!“ ertönte da plötzlich eine Stimme in seinen Ohren, insofern eine Hand sich schwer auf seine Schulter legte.

Der Greis wandte sich um, und den Ankömmling erkennend, rief er nicht eben freundlich:

„Wie, Maurice Hope, seid Ihr's — — seid Ihr es wirklich?“

Zweites Kapitel.

Die Heimkehr.

„Ich habe Euch überrascht, Job,“ begann Maurice, den einsigen Jäger von Carrisford offenbar mit lebhafter Theilnahme betrachtend, „aber ich freute mich wirklich, gerade Euch, meinem alten Bekannten, zuerst hier zu begegnen!“

Job hatte nur eine unverständliche Antwort auf diese herzlichen Worte, heftete aber seine scharfen Augen prüfend auf den jungen Mann, der so unerwartet nach langer Abwesenheit wieder vor ihm erschien.

Es war offenbar eine merkwürdige Veränderung mit Maurice Hope vorgegangen, wenngleich seine äußere Erscheinung wie früher, die eines Gentleman's, war. Seine Stirn zeigte nicht mehr die tiefe Falte, die früher seinen Zügen einen so finsternen Ausdruck verliehen; die Augen blickten zwar nachdenklich, aber doch wohlwollend, und der einst so spöttische, höhnische Zug um den Mund, namentlich wenn er lächelte, stellte nicht mehr sein wirklich schönes, männliches Gesicht.

„Erinnert Ihr Euch, was heute vor einem Jahr geschah, Job?“ fragte Maurice den mürrischen Alten.

„Kann's nicht sagen, habe jetzt ein schlechtes Gedächtniß!“ entgegnete, allerdings nicht der Wahrheit gemäß, der wunderliche Alte.

„Heute vor einem Jahre fuhrst du mich von Carrisford nach der Eisenbahn — ich war noch schwach und hatte mich kaum von einem ersten Unfälle erholt.“

„Ja, ich glaube, das wird der Tag sein. Weshalb aber seid Ihr wiedergekommen?“

Der junge Mann achtete nicht auf diese Frage, sondern fuhr, seine Gedanken weiter verfolgend, fort:

„Ich verließ diese Gegend mit schwarzen, rachsüchtigen Gefühlen, zu allem Bösen in der Zukunft fest entschlossen — allein es ging bald eine Wandlung zum Guten in mir vor, denn in Eurem Hause hatte ich meine Mitmenschen von einer edlen Seite kennen gelernt.“

Job verstand und begriff diese Worte nicht, sondern murmelte wiederum einige Worte, die sein Gefährte nicht zu verstehen vermochte.

Maurice gab es auf, ihn noch weiter von seinen reinigen Gedanken und Gefühlen zu überzeugen, sondern sprach, eine Zehnpfundnote aus seinem Taschenbuche nehmend:

„Hier, Job, eine kleine Entschädigung, die ich Euch längst zugebacht —“

Der alte Diener griff nach dem Werthpapier und entgegnete, dasselbe jedoch mit erfreuten Blicken betrachtend:

„Ich habe ein ansehnliches Vermächtniß erhalten, und daher —“

„Stecht es nur ein, Job, es ist eine alte Schuld! Ich machte Euch vergangenes Jahr viele Unruhe, und Ihr räumtet mir sogar Eure eigene Stube ein!“

„Das ist freilich wahr,“ erwiderte Job Fritton, „und Ihr habt mir nicht einmal gedankt, was ich damals auch kaum von Euch erwarten konnte.“

Den jungen Mann finster und vorwurfsvoll ansehend, legte er sorgfältig die Banknote in seinen kleinen Lederbeutel.

Maurice Hope sah diesem Beginnen lächelnd zu und sagte nach einer Pause:

„Während meiner Abwesenheit ist auch der alte Baronet gestorben; es that mir leid, als ich seine Todesanzeige in den Zeitungen las.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Dackow.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der junge Themann warf einen Blick auf das Papter und unterbrach die Rede des Aufsehers mit einem: „sogleich, lieber Scipio!“

Dann sich zu Agnes wendend, sagte er leichtthin:

„Unser Piotto scheint ein Langschläfer der schlimmsten Art zu sein. Glaubst Du, daß er sich heute schon hätte sehen lassen? Er muß fürchtbar müde gewesen sein!“

Sie sah ihn forschend an, unfähig, sogleich eine passende Antwort zu geben. Es lag keine Spur von Unmuth oder Zwang in seinem Antlitz. Auch hatte er sich bereits, die Hände auf den Rücken gekreuzt, an den ersten Käfig begeben. Nein! er hatte keine Ahnung von der Existenz dieses Briefes. Warum hatte sie ihn auch nicht offen auf den Schreibtisch des Gatten gelegt?

Ober — entsetzlicher Gedanke! — hatte er ihn dennoch gelesen und auch das natürlich gefunden?

Sie hätte aufschreien mögen im wahnsinnigen Schmerz bei diesem Gedanken.

„Dann — dann liebt er mich gar nicht!“ hauchte sie fast taumelnd unter der Last des Schwindels, der sich auf ihr armes Hirn herabzusinken drohte. Schon im nächsten Augenblick war ihr Entschluß gefaßt. Sie mußte nach Hause, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob die Lectüre stattgefunden oder nicht. Sich hastig erhebend, gab sie Scipio einen Wink.

Dieser näherte sich zögernd.

„Scipio! nehmen Sie für einige Minuten meinen Platz ein,“ bat sie in beinahe flehendem Tone. „Ich muß auf einen Augenblick nach Hause, kehre aber sogleich zurück! Die Menagerie wird jetzt wenig besucht.“

Zu ihrem Erkaunen schüttelte Scipio den Kopf.

„Es thut mir leid, Madame,“ sagte er achselzuckend, „der Herr will mit mir über die Zurüstungen zur Abendvorstellung Rücksprache nehmen. Ich werde den Mulatten commandiren.“

In diesem Augenblick wandte Amaranti, der, wie in tiefes Sinnen versunken, vor dem Käfig des Rameeltigers gestanden, sich um. Sein Auge überflog mit einem fragenden Ausdruck die Züge der Gattin. Es war, als wundere er sich über ihre Erregtheit.

„Mit Deiner Erlaubniß, lieber Lorenz, gehe ich auf einen Augenblick nach Hause. Ich möchte gern — —“

„Geh' in Gottes Namen,“ unterbrach er sie, mit der Hand winkend. „Scipio kann Dich vertreten.“ Dann schritt er in den Durchgang hinein, welcher sich zwischen den Zuschauersitzen befand und von dem aus man in den eigentlichen Circus gelangte.

Sie wandte sich dem Ausgange zu. In diesem Augenblick glitt die riesige Gestalt des Regers an ihr vorüber. Er schien es eilig zu haben, wenigstens verrieth kein Zeichen an ihm, daß er die Herrin gewahrte; aber sie hörte, wie er die Worte vor sich himmurmelte:

„Sacramenti! was soll das heißen? Der Käfig mit den Menagerielöwen soll vorgezündet werden?“

Sie wußte nicht, wie es kam, allein eine entsetzliche Angst besiel sie. Alle diejenigen Augenblicke, in denen der Gatte so groß, edel, erhaben, gewaltig und — unbegreiflich vor ihren Augen gestanden, drängten sich mit der Schnelle des Blitzes — chaotisch — vor ihre Seele. Es wollte ihr plötzlich scheinen, als sei sie zu weit gegangen in der Intrigue gegen einen Mann, an den sie mit unlöslichen Banden gekettet war. Was wollte sie denn eigentlich? War es nicht Glück genug, die Gattin dieses Mannes, seine Gefährtin auf der Lebensreise, seine Gehilfin auf der Bahn seines Strebens zu sein? Würde sie mit Aufwendung aller Mittel das Innere des Gatten umgestalten können? War es möglich, einen Eisberg in einen Vulkan umzuwandeln?

Unter diesen Gedanken langte sie in dem Hotel an. Schnell huschte sie, um dem Mediciner nicht zu begegnen, über den Flur die Treppe hinauf. Ihr erster Blick, als sie in das Wohnzimmer trat, fiel auf den Brief, der noch immer zusammengefaltet auf seinem früheren Platze lag.

„Dem Himmel Dank!“ flüsterte sie, tief aufathmend. „Es ist besser so; er hat ihn nicht gelesen und wird ihn nie zu lesen bekommen!“ Aber vielleicht lag er nicht so genau, wie er zuvor gelegen? Wer wußte es? Es war noch ein dritter Fall möglich. Lorenzo konnte den Brief gefunden und auch darin ein Zeichen ihrer Treue erblickt haben. Er konnte denken, sie habe ihn absichtlich hingelegt, um ihm in Betreff Piotto's eine Warnung zukommen zu lassen. Nun würde er dem falschen Freunde gewiß das Haus verbieten, und Alles war gut.

Bei längerem Verweilen bei diesem Gedanken mußte sie von Neuem den Kopf schütteln. Der Brief setzte eine Ursache voraus. Nur sie konnte die Veranlassung gegeben, den Sicilianer ermuthigt haben. Aus seinen Zeilen klang deutlich die Ueberzeugung, daß er ihr nicht gleichgiltig sei, daß er hoffe, sie werde seine Liebe erwidern und ihm folgen. Wer so schreibt, ist seiner Sache gewiß. —

Sie sah keinen Ausweg aus dem Labyrinth, das sie in thörichter Unzufriedenheit mit ihrem Loos sich selbst geschaffen. „Wenn nur Lorenz nicht gar so verschlossen und zurückhaltend wäre!“ — Sie hätte eben so gut sagen können: „Wenn ich nur eine einigermaßen geläuterte Weltanschauung, eine reifere Kenntniß des männlichen Charakters besäße.“ Es ging ihr, wie allen Frauen von beschränkter Lebensauffassung, welche Geschick oder Verhältnisse an die Seite geistig begabter Männer geschmiebet. Sie wollen die Wahrheit erforschen und stoßen bei jeder Frage auf neue Schwierigkeiten. Sie bilden sich eine eigene Welt und zürnen ihrem Abgott, wenn er sich nicht herabläßt, von seiner Höhe in diese Welt niederzusteigen. Sie nehmen das volle Eingehen auf ihre Ansichten und Ideen in Anspruch, weil es ihnen unmöglich ist, sich in die Gedankenwelt des Mannes hinein zu versetzen.

Das ist der Egoismus der Liebe. — Unter all' den Zweifeln und Schreckbildern, welche auf die junge Frau einstürzten, gaben ihr die Liebe und das einfache, klare Rechtsgefühl, welches in ihr lebte, doch denjenigen Entschluß ein, welcher unter den obwaltenden Umständen der gerathenste schien. Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf mit fliegender Hand die nachstehenden Zeilen auf ein Blatt Papier:

„Mein Herr!

Unterlassen Sie fortan jeden Versuch, sich mir zu nähern. Ihren Brief habe ich meinem Gatten behändigt und rathe ich Ihnen, falls Sie etwaigen unangenehmen Folgen entgehen wollen, sich schleunigst von hier zu entfernen. Ich liebe Lorenzo Amaranti über Alles und würde Denjenigen, der mich nur um eines Haares Breite von seiner Seite zu drängen suchte, tödtlich hassen. Dies gilt für Sie, der Sie bereits mehr als einmal den Versuch hierzu gewagt haben, ganz besonders. —

Sollte die Vorstellung von der Unmöglichkeit, mich zu besitzen, Ihnen das Hirn dermaßen verwirren, daß Sie Ihre Selbstmordgedanken zur Ausführung bringen, so thun Sie, was Sie nicht lassen können. Nur wählen Sie zur Beendigung Ihres verfehlten Daseins einen anderen Ort, als dieses Hotel.

Machen Sie keinen Versuch, mich wiederzusehen. Ich hasse und verachte Sie, wie ich Lorenzo liebe, und würde keinen Augenblick Anstand nehmen, Ihnen meine Gefühle kundzugeben.

Agnes Amaranti.“

Hastig faltete sie den Brief, schrieb die Adresse und klingelte ihrem Kammermädchen, dem sie die schleunigste Besorgung des Schreibens auftrug.

Erleichtert erhob sie sich, warf den Longshawl um, setzte den Hut auf und begab sich nach der Menagerie, um ihren Platz an der Cassé wieder einzunehmen.

„Der Herr hat einen Spaziergang bis zum nächsten Dorfe unternommen,“ empfing sie Scipio. „Er läßt der Signora sagen, Sie möchten den Herrn vor Abend zurück-erwarten, die Vorstellung beginnt heute eine Stunde früher als sonst. Das Nähere besagen die Zettel, die soeben ausgetragen werden.“

Sie nickte stumm, eine fürchterliche Ahnung befiel sie. Sie wagte das Entsetzliche nicht zu denken.

Nun erinnerte sie sich auch der Worte des Negers: „Der Rüstig mit den Menagerielöwen soll vorgerückt werden. Was soll das heißen?“

Halb sinnlos vor Angst riß sie dem Aufseher den Zettel, welcher das Programm der Vorstellung enthielt, aus der Hand. Ihr umflorter Blick fiel auf mit fetter Schrift gedruckte Worte.

Das Programm lautete:

„Große außerordentliche Kraftproduction des Signor Lorenzo Amaranti: Improvisirter Kampf mit drei undressirten Löwen verschiedener Gattung, und zwar dem indischen Löwen, dem sogenannten Dndiabauch, dem senegalischen Löwen aus Westafrika und dem amerikanischen Kuguar.“

Das Papier zitterte in ihrer Hand. War der Gatte wahnsinnig geworden? Ihr Blick grub sich forschend in die steinernen Züge des Billet-Controleurs:

„Was soll das heißen, Scipio?“

„Weiß nicht, Signora!“ erwiderte der Italiener achsel-zuckend, „müssen den Herrn selber fragen. Wir thun, was uns befohlen wird, und fragen nicht. Der Herr hat uns so gewöhnt.“

Dagegen war nichts zu sagen. Scipio hatte vollkommen Recht. Sie mußte den Gatten selber fragen, aber wo ihn finden?

Nach dem nächsten Dorfe sollte er gegangen sein. Wo aber lag dieses Dorf? Wie hieß es? Welche Wege führten dorthin und wie mußte sie gehen, um sich nicht zu verirren? War sie doch in der Gegend vollständig unbekannt.

„Der Brief, der unselige Brief!“ tönte es in ihr. Es war kein Zweifel. Er hat ihn gelesen und tödtliches Gift aus seinem Innern gesogen.

„Hat er nicht gesagt, nach welchem Dorfe er geht, liebster, bester Scipio?“

Der Gefragte zog die Augenbraunen in die Höhe, zuckte mit den Schultern und schüttelte langsam den Kopf.

Sie fragte einen der Besucher nach dem nächsten Dorfe. Es lagen vier bis fünf bergleichen Ortschaften kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Eins wäre so nahe als das andere. Auf den Weg, den man wähle, käme es lediglich an und der Wege nach diesen Dörfern gäbe es mehrere. Am nächsten an der Stadt heran im eigentlichen Sinne des Wortes läge Radnoc, aber der Weg dahin führte durch einen Tannenwald und machte verschiedene Windungen um die Berge herum. Dadurch würde die Entfernung gerade die weiteste.

Sie entschloß sich, den Weg nach Radnoc einzuschlagen. Es gab von diesem Orte aus sicher Verbindung nach den anderen Dörfern und die Möglichkeit lag ja vor, daß sie dem Gatten auf dem einen oder anderen Wege begegnete. Sie wollte ihm Alles gestehen. Sie war ganz wieder das sanfte, hingebende Weib geworden, welches sie von jeher gewesen, und kein Gedanke, etwaige finstere Mächte in der Seele des Gatten wachzurufen, erfüllte mehr ihre Seele. Nein, nein! sie wollte nicht ergründen, was Unheimliches und Dämonisches unter dem kalten, glatten Aeußeren vorhanden war, und wenn es ihr nur gelang, Amaranti aufzufinden, so mußte noch Alles gut werden.

Sie machte sich in voller Hast auf den Weg. Nach kaum einer Viertelstunde erreichte sie den Wald. Aber hier kreuzten und verwirrten die Pfade sich dermaßen, daß sie es bereute, keinen Führer mitgenommen zu haben.

Auf gut Glück schritt sie vorwärts, so viel als möglich die Richtung innehaltend. Bald ging es steil bergauf zwischen düsteren majestätischen Tannenriesen hin, dann wieder bergab. Mit jedem Schritt wurde der Pfad finsterner, allein der Weg führte jetzt gerade hindurch. Wohin anders konnte er führen, als nach Radnoc?

Zwei Stunden war sie in ununterbrochener Hast fortgeschritten. Angst, Ungewißheit und Sorge hatten sie wenig auf die Zeit achten lassen. Sie vermeinte, erst eine kurze Strecke zurückgelegt zu haben, und wunderte sich nicht wenig, als der Weg plötzlich aus dem Walde hinausführte und in eine breite Landstraße mündete, die in schräger Richtung an dem Waldsaume vorüberlief.

„Hoffentlich bin ich bald am Ziele,“ flüsterte sie in sich hinein. „Diese Straße muß nach Radnoc führen und vielleicht begegne ich ihm hier!“

Sie fragte einen des Wegs daherkommenden Landmann. „Diese Chaussee läuft direct in die Residenz. Der nächste Ort heißt Ratstein!“ lautete die wenig tröstliche Antwort.

„Und Radnoc? Wo komme ich nach Radnoc?“ forschte sie bringend.

„Sie kommen ja von daher,“ erwiderte der Landmann lächelnd. „Wenn Sie auf der Landstraße zurückgehen, können Sie das Dorf in ungefähr einer Stunde erreichen! Sie sind wahrscheinlich aus der Stadt und durch den Wald gegangen. Vom Walde aus führt ein Seitenpfad nach Radnoc.“

Sie dankte dem Mann und nahm mit beflügeltem Schritte ihre Wanderung wieder auf. In der fortwährend gesteigerten Aufregung fühlte sie die entsetzliche Erschöpfung nicht, unter der ihr zarter Körper zusammenzubrechen drohte. Sie athmete erst wieder, als sie den Kirchthum und dann die ersten Häuser des Dorfes aus dem herblicklichen Laube emportauchen sah.

Langsam sank die Sonne. Wie das letzte Aufglühen eines sterbenden Auges bligte sie rothleuchtend durch die bunten Wipfel. Im schwachen Schimmer der Abendröthe lag die Dorfstraße vor ihr. Breitstämmige Lindenbäume saßen sie ein. Vor den Thüren spielten harmlos die Kinder. Was half es ihr, daß sie nach dem großen, schlanken Manne mit dem rabenschwarzen Lockenhaar, dem gebräunten Teint und den dunkelblitzenden Augen, der in der Stadt die Menagerie besaß, fragte? Niemand hatte ihn gesehen, Niemand kannte ihn. Die wenigen Dorfbewohner, welche die Leziere besucht, hatten doch den Besitzer nicht gesehen. Man hatte im Laufe des Vormittags keinen Fremden im Dorfe wahrgenommen.

Das arme Weib war dem Umsinken nahe. Sie hatte gehofft, noch vor Beginn der Vorstellung zurück zu sein. Diese Aussicht schwand mit dem Augenblicke, in welchem sie, nach der Uhr sehend, die Bemerkung machte, daß dieselbe bereits ihren Anfang genommen haben müsse.

Der Sohn des Ortsvorstehers erbot sich, sie auf dem geraden Wege nach der Stadt zurückzufahren. Sie nahm ohne Bedenken auf dem schmalen Korbwagen Platz. Viel zu langsam für ihre brennende Ungeduld raunten die prächtigen Vollblutpferde, und der Abend war schon vollständig hereingebrochen, als das leichte Gefährt vor dem Menageriegebäude hielt.

Die Klänge der kleinen Stadtkapelle schlugen an ihr Ohr. Vor dem Eingang drängte sich die Jugend des Städtchens. Sie war kaum ausgestiegen, als Scipio auf sie zutrat und ihr ein Billet in die Hand drückte.

„Vom Herrn,“ sagte er rasch, „er hat Sie allerorten gesucht, aber ohne Erfolg. Es hätte Elle.“

Sie erbrach hastig das kleine Papier und las die flüchtig hingeworfenen Worte:

„Lorenzo Amaranti bittet Dich, der Vorstellung heute Abend mit Deinem Piotto beizuwohnen.“

„Mit Deinem Piotto!“ wiederholte sie mit unsäglichem Schmerze.

Klar stand das Entsetzliche vor ihrer Seele. Es war kein Zweifel mehr. Noch konnte sie Alles zum Guten wenden, wenn sie nur rasch und offen sich mit dem Gatten verständigte.

Sie drängte sich durch die Menge nach den Zuschauer-sitzen. Die Räume waren überfüllt. Sie wollte seitwärts an den Bänken vorüber nach dem Bühnenraum schreiten,

dessen Geheimnisse durch einen Vorhang verhüllt waren. Da vertrat ihr der Neger den Weg.

„Signor Amaranti hat befohlen, daß Niemand heute außer ihm nach dem Circus soll!“ rief er mit trotziger Miene.

„Eiender! vergiß nicht, daß ich Deine Herrin bin!“ entgegnete sie mit zornfunkelnem Antlitze.

In diesem Augenblick fiel ihr Blick auf den Gatten, der, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, auf sie zutrat.

Sie sah, daß er bereits im Costüm war, aber ein Blick in seine Züge machte sie erschrecken. Sie hatte ihn nie so entsetzlich bleich, nie die Augen in so schrecklichem Feuer funkeln gesehen, als heute.

„Lieber Lorenz!“ begann sie in bittendem Tone, allein er unterbrach sie mit den Worten:

„Der Schwarze ist in seinem Recht. Ich habe befohlen, daß Niemand heute auf die Bühne kommen soll. Der Zwinger mit den Menagerielöwen ist dort aufgestellt.“

Er hatte diese Worte in scheinbar ruhigem Tone gesprochen, und dennoch ein leises Vibriren der Stimme nicht zu unterdrücken vermocht. Jetzt aber flammte wie ein greller Blitz eine düstere Röthe in seinem Antlitze auf. Die Augen schienen Funken zu sprühen. Um die Mundwinkel zuckte ein krampfhaftes Lachen, als er in schneidendem Hohne rief:

„Für wen sind denn diese Zurüstungen anders, als für Dich und Deinen begünstigten Liebhaber? Warum hast Du ihn nicht mitgebracht, falsches, verrätherisches, treuloses Weib? Ihr sollet mein Herzblut trinken und über dem zerrissenen Zeichnam Eure Hochzeitsfackel anzünden. Verlangst Du einen noch eclanteren Beweis meiner Liebe? Ich habe keinen — Adio! — —“

Er zitterte und bebte vom Scheitel bis zur Sohle. Das schwarze, weiche Haar schien sich borstig zu sträuben in dem wilden Zorn, der seine Seele erfüllte.

Ohne Rücksicht auf die zunächst Sitzenden hatte Amaranti so laut gesprochen, daß sich erstaunte Blicke auf ihn und die junge Frau richteten. Diese stand einen Augenblick wie zu Stein erstarrt. Ach, der Ausdruck der Leidenschaft, der glühendsten, aufopferndsten Liebe, nach dem sie seit dem Tage ihrer Vermählung jede Stunde geseufzt, sie hatte ihn nie an einem Manne schärfer, als in diesem Moment an ihrem Gatten ausgeprägt gesehen. Ja — er liebte sie, wie sie es sich in ihren hochfliegendsten Träumen kaum gedacht. Er wollte seine Liebe mit dem Tode bestiegeln. Warum hatte sie diese Fähigkeit nicht längst an ihm erkannt? Warum hatte sie sich das Stubium seines Charakters nicht mehr angelegen sein lassen, um auf das entsetzliche Mittel zu verfallen, seine Eifersucht zu erregen?

„Zu spät!“ hallte es dumpf in ihrem Innern wider, „zu spät!“ schien jedes neugierig auf sie gehetzte Auge ihr zuzurufen, als die Musik begann, der Vorhang in die Höhe flog und Amaranti sich vor dem Publikum verneigte.

Er schien seine Ruhe vollständig wiedergewonnen zu haben. Ein heiteres Lächeln lag auf seinen Lippen, als er den Applaus der Zuschauer mit einer zweiten Verbeugung erwiderte. Die Aufmerksamkeit der letzteren wurde jedoch bereits durch den Zwinger in Anspruch genommen, aus welchem ein wildes, halb dumpfes, halb klagendes Gebrüll ertönte.

Die drei darin befindlichen Löwen waren an einander gerathen. Der Kuguar, sowie der Afrikaner bissen und

schlugen mit entsetzlicher Wuth auf den Indier los, der ein mark- und beinerschütterndes Schmerzgeheul ausstieß und sich vergeblich aufzurichten strebte, um die Angreifer von sich abzuschütteln. Man sah nichts weiter, als drei riesige in einander verschlungene Thierleiber.

In diesem Augenblick raffelte das schwere Schloß des äußeren Käfigs. Der Thierbändiger war in den Vorraum getreten.

Man hörte einen jammernden Aufschrei:

„Amaranti! . . . um Gotteswillen . . . was willst Du thun?“ . . . Höre mich, Amaranti! . . . mein Gott! . . . aber . . . das ist ja entsetzlich!“

Eine Bewegung entstand im Publikum. Aller Augen richteten sich auf das bleiche, händeringende Weib, das, jede Rücksicht auf die Umgebung bei Seite setzend, auf die Bühne stürzte.

Der Sicilianer stand hochaufgerichtet mitten im Zwinger. Die Rechte umschloß den Stiel der Peitsche, die mit voller Wucht auf die Köpfe der Bestien niedersausste, aber während der Kuguar und der senegalische Löwe, den Gebieter erkennend, mit dumpfem Murren von ihrem Opfer abließen, erhob sich der Ondiabauch, schüttelte mit furchtbarem Gebrüll die Mähne und hob die Vorderfüße, um den neuen Feind mit gewaltigem Schläge niederzuschmettern.

Schneller, als man eine Hand umdreht, war Agnes an den Zwinger gestürzt. Ihre zarten Hände rüttelten an dem Eisenwerk, als wollten sie die schweren Stäbe in Atome zerbrechen, allein sie hätte eben so gut eine Mauer von der Stelle, als einen derselben aus der Fuge rücken können.

„Zeno!“ rief sie in den höchsten Tönen der Angst und Verzweiflung, „Zeno! . . . Zeno! . . . hier heran!“

Der Kameeltiger schien zu stutzen. Er ließ die erhobene Fäule sinken, stieß ein leises Brummen aus und näherte sich, den Kopf zur Erde gebückt, langsam der Stelle, wo die junge Frau kniete.

Diese hatte das Auge mit dem Ausdruck der tiefsten Verzweiflung auf den Gatten gerichtet, der unbeweglich, wie aus Erz gegossen, stand und ruhig einen zweiten Angriff der Bestien zu erwarten schien.

„Lorenz! höre mich!“ bat sie flehentlich, „verlaß den Zwinger! ich liebe Dich! . . . liebe Dich unendlich! ich verachte Piotto und fluche ihm! . . . all' mein Bestreben ging nur darauf hinaus, Dich von ihm zu trennen, weil ich in dem Abscheulichen den Feind meines Glückes sah. Ich habe Piotto nie ermuntert, mit keinem Zucken meiner Wimpern! Ich wollte sehen, ob Du mich liebst, darum ließ ich den Brief liegen. Du solltest ihn finden, Deinem falschen Freunde für immer den Lauspaß geben, mich strafen, mich gründlich strafen. Daran, nur daran wollte ich erkennen, ob ich Deinem Herzen theuer wäre oder nicht, aber nicht an Deinem Tod!

Nicht sterben, Lorenz! . . . hörst Du? Komm' heraus! stieh'! wie der Afrikaner mit dem Schweif die Erde peitscht! . . . oder willst Du nicht, dann öffne wenigstens den Zwinger, damit ich an Deiner Seite sterben kann!“ —

„Es ist gut!“ klang Amaranti's sonore Stimme, „ich glaube Dir!“

Langsam sank der nervige Arm, welcher die Peitsche hielt, das schwarze Auge bohrte sich in die Pupille des senegalischen Löwen, während der Thierbändiger rückwärts nach der Thür schritt und mit der linken Hand die Kiegel zurückzog.

In diesem Augenblick sprang der Afrikaner auf ihn ein, allein die mächtigen Pranken schlugen nur mit dumpfem Klange gegen die Eisenthür, welche soeben mit schrillum Klange in's Schloß fiel.

Der Thierbändiger war gerettet.

Die junge Frau lag ohnmächtig neben dem Zwinger. Der Vorhang war längst gefallen. Scipio hatte in demselben Augenblick das Zeichen dazu gegeben, in welchem er einsah, wo der Herr hinaus wollte. Dem kleinstädtischen Publikum hatte die im gebrochenen Deutsch gegebene Erklärung, daß aus Anlaß eines Mißverständnisses nicht die richtigen Löwen in den Zwinger gebracht seien, genügt. Es strebte dem Ausgange zu und man überließ es ihm, sich seinen Commentar über das Geschehene zu machen.

Eine Stunde später saß der Thierbändiger auf dem Sopha des kleinen hellerleuchteten Salons neben der Gattin, aus deren Antlitz die Spuren der erlittenen Aufregung und Angst noch nicht vollständig gewichen waren.

Sie hatte das Köpfchen an seine Brust gelehnt und sah durch Thränen lächelnd zu ihm empor.

„Lorenz! das thust Du mir nie, nie wieder an,“ bat sie in schmeichelndem Tone. „Ich würde es ein zweites Mal nicht wieder überleben!“

„Nein, Agni!“ erwiderte er in sanftem Tone, „ich denke ja, wir kennen uns jetzt?“

„Ich kenne Dich, mein Lorenz! ich weiß, daß Du mich liebst! nichts weiter brauche ich zu wissen. Nur der Zweifel an Deiner Liebe war an Allen schuld!“ —

Die Menagerie brach in den nächsten Tagen auf.

Die Oekonomieräthin und Rosalie schieden von dem jungen Ehepaar mit der Ueberzeugung, daß das Bündniß desselben alle Elemente für ein dauerndes Glück in sich trage.

Amaranti zog sich nach wenigen Jahren von den Geschäften zurück und lebt seitdem mit der zärtlich geliebten Gattin auf seiner prächtigen Besitzung auf Sicilien, deren Verwaltung er sich auf's Sorgfältigste angelegen sein läßt.

Piotto war und blieb verschollen. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Flaudereien am Ramin.

Belohnter Muth.

Zwei englischen Matrosen, welche sich in französischer Gefangenschaft zu Verdun befanden, gelang es nach vielen vergeblichen Versuchen, ihren Aufpassern zu entweichen. Nach einer beschwerlichen Irrfahrt gelangten sie nach Boulogne. Da es zur Zeit der Continentsperre war, so schien es unmöglich, daß sie nach England kommen würden. In einem Gehölz am Strande des Meeres verfertigten sie sich, nur mit Hilfe ihrer Messer, einen Kahn, den sie mit einem Stück Leinwand bedeckten. Nach unglaublichen Anstrengungen war das Fahrzeug zu Stande gebracht, denn was vermag nicht die Liebe zur Freiheit!

In einer stockfinsternen Nacht wollten sie die Ueberfahrt mit diesem zerbrechlichen, kaum sechs Fuß breiten Kahne bewerkstelligen. Wurden sie ergriffen, so war ihnen die Kugel gewiß, und auf der anderen Seite drohte ihnen das Meer mit dem Tode. Darum gewagt!

Raum waren sie einige hundert Klafter vom Strande entfernt, so wurden sie von dem Wachschiffe aus bemerkt, eingeholt und in's Lager geführt.

Auch Napoleon erhielt von der kaum glaublichen Verwegenheit der Matrosen Kunde. Er befahl, dieselben mit dem Fahrzeuge zu ihm zu bringen.

„Ist es wahr, daß Ihr mit dieser Ruchschale habt über das Meer setzen wollen?“ fragte er sie herablassend.

„Ach, Stre, wenn Sie daran zweifeln, so geben Sie uns Erlaubniß dazu und Sie werden uns bald abfahren sehen,“ antwortete der eine Matrose.

„Die sollt Ihr haben. Ihr seid verwegene Männer, und ich bewundere überall den Muth, wo ich ihn sehe. Ich will aber nicht, daß Ihr Euer Leben in Gefahr setzt, sondern man soll Euch an ein englisches Schiff abgeben. Geht nach London und sagt dort, daß ich brave Leute überall achte, selbst wenn sie meine Feinde sind!“ sprach Napoleon und ließ sogleich dienothwendigen Anordnungen für die Ueberfahrt der beiden Matrosen machen.

Eine Teufels-Geschichte.

In einem polnischen Städtchen wurde Fastnacht mit Trinken und Tanzen lustig gefeiert. Es hatten zu dem Gelage sich auch viele Masken, unter ihnen ein Mephistopheles eingefunden. Dieser Herr der höllischen Heerschaaren hatte sich so wacker an das irdische Getränk gehalten, daß er als die Nacht des Punsches ihn zu überwältigen drohte, das Bedürfniß fühlte, sich dem lärmenden Kreise, welcher ihn umgab, zu entziehen. Er schlich die Treppe hinunter; hier aber machte die plötzliche Veränderung der Luft ihn so duselig, daß an kein Heimkommen zu denken war, und er ein stilles Kämmerlein zu finden trachtete, wo er sich sammeln könne. Unten neben der Treppe findet er tappend einen düstern Raum, darin einen Sessel, in den er sich wirft und dann in einen festen Schlummer fällt.

In diesem Raume war aber die Leiche eines Verewigten aufgestellt, welcher am Morgen begraben werden sollte. Der Morgen kam heran und mit ihm die Leidtragenden. Raum aber öffnet der Erste von diesen die Thür, als er entsetzt zurückfährt, da er neben dem Todten den leibhaftigen Satan mit Pferdefuß, Hörnerschmuck und Furiengesicht sieht, der nach seiner Meinung den Verstorbenen in Beschlag nehmen will.

Die Versammelten erheben ein lautes Geschrei, welches auch die Nachbarschaft heranzieht. Die Vordersten werden trotz alles Sträubens hineingedrängt, der Teufel erwacht durch den ungeheuren Lärm, und ist nicht weniger entsetzt, als die Andern, über die Wahrnehmung, in welcher Gesellschaft er die Nacht zugebracht hat.

Wer bei dem ganzen Austritt ruhig blieb, war der Todte. Die

Anderen hatten Mühe, zu sich zu kommen, nachdem der ganze Hergang sich aufgeklärt hatte, worauf man denn die Leiche bestattete und die Herzgelassenen erleichterten Herzens von dannen gingen.

Kindliche Liebe.

Ein armer Bauer auf einem Dorfe unweit Eger wurde von seinem Amtmanne aufgefordert, vierundzwanzig Gulden binnen einer kurzen Frist zu erlegen, oder er müsse sich den Verkauf seines Hauses gefallen lassen. Der Mann wußte keinen Rath. Er entdeckte seinen Kummer seinem Sohne, der nach zwanzigjähriger Abwesenheit bei ihm auf Urlaub war. Die kindliche Liebe des Sohnes fand bald ein Mittel, den unglücklichen Vater zu retten. Er vertraute seinem Vater, daß ein Soldat desertiren wolle und morgen an einem bestimmten Orte sich zeigen werde, und forderte nun den Vater auf, dies der Obrigkeit anzuzeigen und die übliche Belohnung dafür in Empfang zu nehmen. Nach vielfachen Vorstellungen verstand sich der Vater dazu. — Der Deserteur wurde gefangen und gestand sein Verbrechen ein. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Gassenlaufen, einer Strafe, wo Tod und Leben mit einander kämpfen. Als die Strafe geendet war, sagte der Soldat: „Gottlob, daß mein Vater frei ist!“ Bald erschien auch der Vater, der, nachdem er vergeblich seinen Sohn gesucht hatte, den Zusammenhang und die edle Aufopferung seines Sohnes ahnte, und der flehentlich um Gnade bat. Doch die Strafe war bereits vollzogen. Joseph II., der diese Geschichte erfuhr, ernannte den edlen Sohn zum Lieutenant.

Ägyptische Gerechtigkeit.

Im Jahre 1832 hatte zu Cairo ein Pferdeknecht Ibrahim Pascha's für fünf Para (zwei und einen halben Pfennig) Milch getrunken, und als die Verkäuferin Zahlung begehrte, ging er lachend davon. Die Frau aber schrie ihm nach und verfolgte ihn bis in den Palast seines Herrn.

Ibrahim hörte die Klagende und ließ den Beschuldigten vor sich kommen. Dieser leugnete hartnäckig, Milch gekauft und getrunken zu haben. Die Frau dagegen fuhr fort zu jammern, indem sie versicherte, sie könne die fünf Para, für die sie wohl einen ganzen Tag zu leben vermöge, nicht missen.

Nach einmal fragte Ibrahim mit zornglühendem Blicke, ob des Welbes Klage gerecht sei.

In namenloser Angst verharret der Diener bei dem einmal begonnenen Leugnen, selbst da noch, als der strenge Herr ihm droht, sein Leben sei verwirrt, sofern er gelogen.

Zinster wendet Ibrahim sich darauf zu der Frau mit den Worten: „Dir soll Gerechtigkeit werden, wenn Dir mein Urtheil genügt. Dem Sklaven lasse ich den Leib aufschneiden, und bewährt es sich nicht, daß er die Milch getrunken, so wird Dir das Fleisch stückweise vom Leibe gelöst und den Hunden vorgeworfen. Man soll nicht sagen, Ibrahim wisse in seinem Lande nicht Gerechtigkeit zu üben!“

Die Milchverkäuferin, gestützt auf ihr gutes Recht, nahm die Bedingung an. Vor ihren Augen wurde sofort das furchtbare Urtheil vollzogen. Der Sklave verschied während der Operation; aber es fand sich die Milch, und der Klägerin wurden die fünf Para ausgezahlt.

Ein ältlicher Mann, der ein junges Mädchen heirathete, wurde gefragt, warum er nicht lieber seinen Jahren angemessen gewählt habe. — „Wenn ich doch einmal in einen sauren Apfel beißen muß,“ entgegnete er, „so will ich doch auch einen rothbäckigen.“